4077 (1
Bibl. Mont.

<36605970040010

<36605970040010

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber die Einsamkeit.

Von

Johann Georg Zimmermann,

Königlich Großbritannischen Hofrath und Leibarzt in Hannover.

Erster Theil.

Troppau, 1785.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An die

Frau Regierungsräthinn

von Döring

gebohrne Strube

in

Ratzeburg.

Es muß ein unerwarteter und seltsamer Anblick für alle meine nahe und entfernte Freunde seyn, nach einem so vieljährigen Stillschweigen, ein Buch von mir zu sehen; und wie ich ganz leise wieder als Schriftsteller auflebe, nach einem längst und überall für bekannt angenommenen schriftstellerischen Tode.

Ohne Sie, meine geliebte Freundin, und ohne die Fähigkeit, solches Feuer zu fassen, wie Sie mittheilen, hätte ich seit vielen Jahren keine Feder mehr in die Hand genommen. Sie allein, auf Erden, haben mich von Zeit zu Zeit, aus dem gefährlichen Todesschlummer erwekt, in den ich versunken lag, durch unaussprechliche Traurigkeit, durch alles mögliche häusliche Unglück, und durch Krankheiten, die mir alle Kraft der Seele vernichteten. Vor zwölf Jahren haben sie mich angetrieben, Rettung meines Lebens und Hülfe gegen die schrecklichsten körperlichen Leiden in Berlin zu suchen, wo ich beides dort, im Schoose der edelsten Großmuth, der trostreichsten Freundschaft, und der scharfsichtigsten Kunst fand. Sie gaben mir, so oft die Pfeile des Neides den Aufgelebten wieder zu Boden schossen, immer wieder neuen Muth und neue Thätigkeit. Sie schärften das abgestumpfte Gefühl des Halberstorbenen, und riefen mich immer wieder zu den Menschen zurück, unter denen ich zwar nie aufgehört hatte

in meinem Berufe wirksam zu seyn, aber unter denen ich auch weiter fast an nichts Theil nahm.

Ihr Geist, ihre Freude über jede eifrige Anstrengung zu irgend einem edeln und grossen Zwecke, ihre unübertrefliche Fähigkeit das Wahre und Beste in jedem Vorfalle des Lebens zu sehen, ihre Freundschaft wie keine ist, hätten jeden muntern Jüngling zu einem grossen Manne gemacht. Aber munter war ich nicht, und lange nicht mehr jung, und durch Leiden und Trübsal schon beynahe aufgerieben, als ich das Glück hatte, mit Ihnen bekannt zu werden. Meine Gebeine waren zermalmt, mein Herz war voll Jammers, meine Augen waren todt, als ich Sie zum erstenmal sah. Sie alleine bliesen in mir wieder Funken des Lebens an. Sie alleine waren die Ursache, daß ich nicht vergangen bin, im höchsten Unglück, und bey unüberwindlich scheinenden Widerwärtigkeiten. Dreyzehn Jahre hindurch waren Sie mein Trost in Hannover, die Ver-

traute aller meiner Gedanken und meine erste und lezte Zuflucht in jeder Noth.

Nichts Gutes that ich in dieser ganzen Zeit, wozu Sie mich nicht anfrischten, und nichts Böses, das Sie nicht misbilligten. Ich hätte nichts gethan, bey so sehr zerdrückter und so ganz verschwundener Kraft meiner Seele, wenn Sie nicht meine einzige Kraft gewesen wären, wenn Sie mich nicht mit unermüdeter Engelsgüte gepfleget, mit immer froher Heiterkeit und immer gewaltiger Vernunft getröstet, und mit Ihrer Welterfahrung und einer mir ganz unerreichbaren Weisheit durch ein Leben geführt hätten, dessen Last Sie alleine mir leicht machten.

Noch in dieser Stunde freue ich mich der Freude, die Sie hat ten, als Sie sahen, mit welchem Feuer ich im März 1781. die Feder zu diesem Buche ergrief. Der wüthige Weltüberwinder Obereit hatte eben einen Roman über die Einsamkeit gegen mich geschrieben. Er hatte mich in demselben, von der ersten bis

zur

zur lezten Seite misverstanden, geschmäht, verflucht, der Hölle übergeben, und dem Teufel; und niemand hatte in Teutschland ein Wort dagegen zu erinnern. Sie erstaunten, als Sie mich damals, auf einen Augenblick und zum erstenmal, böse sahen gegen einen Gelehrten, der mich schmähte. Sie hüpften auf, als Sie sahen, wie ich frölich und rasch und schmerzenfrey ward, indem ich gegen diesen geistlichen Don Quichotte schrieb. Sonst widersezten Sie sich immer meinen kleinen Federgefechten mit Allem Adel Ihrer Seele, und mit einem Eckel, den ich Ihnen niemals benehmen konnte. Nun segneten Sie den wilden borstigen Schwärmer, der mir dieses Buch über die Einsamkeit eingab (*).

Aber weg war dieser Enthusiasmus, ausgelöscht war in mir alles Feuer und aller Geist,

 als

(*) Die ganze Geschichte dieses Buchs, und meiner im August 1782. in Hannover gemachten persönlichen Bekanntschaft mit dem Herrn Weltüberwinder Jacob Hermann Obereit, wird ausführlich und redlich im ersten Capitel des dritten Theils erzählt.

als mir einige Monate nachher, den vierten Junius 1781, unerwartet wie ein Donnerschlag vom ruhigen Himmel, die Nachricht kam: Sie — werden Hannover verlassen!

Mein Todesurtheil hätte mich nicht niedergeworfen wie dieser Schlag. Denn sterben konnte ich; aber ohne Sie konnte ich nicht leben!

Es ist wahr, Sie hatten zu dieser Ihnen bevorstehenden Trennung von allen Ihren Anverwandten und Freunden, zu dieser ewigen Abgeschiedenheit von Ihrer Vaterstadt, vier Wochen vorher, mit männlichem Muthe und blutendem Herzen eingewilligt. Ich sah auch wie Sie, daß Ihr vortreflicher Gemahl, mein unvergeßlicher Freund, hier, seit einem Jahre, bey seiner ehemaligen Lieblingsarbeit, unter täglichem Gram und Aerger vergieng. Ich sah wie Ihre niedergedrückte Seele durch den einzigen Gedanken sich hub, daß Sie diesen

bittern

bittern Kelch aus Pflicht trinken. Ich sah wie dieser Gedanke Sie stärkte, und wie Sie dadurch Herz faßten, um sich wegzureissen aus Ihrem geliebten Hannover, wo aller Segen Ihres erlauchten Vaters (*) auf Ihnen ruhte, und Wohlstand und Ueberfluß Sie von allen Seiten umgab. Ich sah, wie daher der Muth kam, mit dem Sie sich wegrissen aus den Armen untröstbarer Freunde; weg aus einem grossen Kreise Hungriger, die Sie gespeiset, und Nackter, die Sie gekleidet hatten; weg aus einem Hause, das Sie sich eben mit so vieler Liebe neu einrichteten; weg aus jenen Zimmern, wo Sie sich jede stille Glückseligkeit des Lebens, jeden süssen Frieden der Seele versprachen, beym Anblick der schönen Gegend um Hannover, und der Berge dort, die Sie mir so oft gezeigt; weg von Allem, um an der äussersten unbesuchtesten Gränze unsers Landes, in einer stillen und kleinen Stadt, die Sie

(*) Des berühmten und grossen Herrn Vicekanzlers Strube.

nicht kannten und nie zu kennen verlangten, willig und gelassen der Welt zu entsagen, damit Ihr Gemahl wieder Freude finde an der Welt und am Leben.

Halbtodt nahm ich die weggeworfene Feder nach Ihrem, den ein und zwanzigsten September 1781, erfolgten Abschied aus Hannover wieder in die Hand. Sie verlangten dies durchaus: denn Sie wußten wohl, da ich izt nichts mehr in mir und um mich her sah, als tiefe Traurigkeit, und schwarze Nacht; da blasse Todesgestalten mir winkten, wo ich hinblickte, und wo ich gieng; da nur zwölf Tage vor unserer Trennung, auch meine einzige geliebte Tochter unter Ihrem Gebeth und in Ihren Armen gestorben war; daß aller gewöhnliche Trost verlohren sey für mich, daß ich die Gesellschaft der Menschen fliehen, und mich ganz absondern werde von der Welt. Sie wußten, daß izt nichts mehr fähig war, mich zu retten, als Wegwendung von den Gedanken,

die

die mich verzehrten, auf irgend einen ungewöhnlichen und grossen Gegenstand.

Dieses Buch über die Einsamkeit sollte in meinen Trübsalen Muth bey mir anfachen, mich wegreissen von Allem, was ich sah und dachte, mich in fremde Länder versezen, Bilder aus entfernten Jahrhunderten in mir hervorrufen, vielleicht auch meine Seele hie und da befreyen von einem drückenden Gedanken.

So wie ich dasselbe in solcher Gemüthsverfassung unter diesem beständigen Kampfe mit mir selbst, in meiner für Schriftstellerey so ganz unglücklichen Lage, bey beständiger Abhaltung, oft erst nach einer Unterbrechung von vielen Monaten, und nur in Krankheit oder gestohlner und erpreßter Zeit schreiben konnte, war es etwa zur Hälfte fertig, als Sie, um Ihrer Freundschaft für mich die Krone aufzusezen, nach einer Trennung von acht Monaten Hannover wieder besuchten, und mir die geliebte und ganz nach meinem Geschmacke gebildete Ge-

fähr-

fährtinn des Endes meiner Tage, die Sie mir immer gewünscht, und die Sie selbst so glücklich für mich gewählt hatten, an Ihrer Hand mitbrachten.

Aber wie mangelhaft ist dieses Buch noch immer in Allem. Schon des Styls wegen hatte ich noch in diesem Jahre, Lust, alles zu verbrennen. In diesem und allen folgenden Bänden reicht nur überaus Weniges an diejenigen Schriftsteller, von denen ich glaube, sie können schreiben. Bey jedem Blicke sehe ich immer wieder etwas, das besser könnte gesagt seyn, als ich es sage. Und dann, wie manches Bild ist in diesem Buche, das ich im Umgange ganz unfähig wäre, vor das Anschauen irgend einer Dame zu bringen. Alle diese Bilder hätte ich vernichtet, wenn trocknes Raisonnement von eben so vieler Würkung wäre, als Thatsachen, Beobachtung, und Geschichte.

Ein Arzt denkt aber auch nichts Arges, bey manchem Worte, das kein anderer Mensch in

guter Gesellschaft ausspricht. Manches muß man darum dem Arzte verzeihen, der gewohnt ist, den Menschen von allen Seiten auszuspähen, Alles zu Hilfe zu nehmen, was jede Falte seiner Natur entwickelt, nichts vorbeyzugehen von dem, was die Seele mit dem Körper gemein hat, und was dieser in die Seele wirket. Ich mußte von ganz ausserordentlichen Menschen reden, von Menschen aus einer ganz andern Welt. So machte ich, natürlicher Weise, auch manche Beobachtung, die nicht immer eine ehrbare Einkleidung leidet. Manche Erzählung mußte ich wagen, die das feine moralische Gepräge der guten Conversationssprache nicht hat. Aber ich mußte entweder meine Materie gar nicht abhandeln, oder doch sehr oft Dinge sagen, die man unter weiblichen Augen nur Lateinisch denkt.

Man wird mir auch allenthalben vorwerfen, daß der Schriftsteller zu oft im Werke erscheine; daß ich ohne Ziererey und Lüge alles sage, male, offenbare, was ich von Dingen, die sich sagen

lassen,

lassen, etwa selbst sah und erfuhr in der Welt, und bey den Menschen.

Es ist meine Manier, in jeder Absicht, frey zu schreiben. Ich habe auch deswegen gegen alle Regeln der Schriftstellerey gesündigt, wenn ich glaubte, meine Worte werden wirken. Weit weg habe ich sogar die Regeln unserer teutschen Grammatiker geworfen, wenn ich sah, daß unter denselben der Styl hinkt und ermattet. So oft es mein Periodenbau erfoderte, habe ich Wortstellungen gewagt, die gegen alle Regeln sind, die aber doch jedermann versteht, nicht, weil ich die Regeln nicht wußte, oder sie nicht sehr leicht hätte befolgen können, sondern weil ich nicht gern meine Perioden mit schaalen Wörtern schliesse (*).

Aber

(*) Die bey den orthodoxen Grammatikern so sehr beliebten Wortbeugungen und Dehnungsbuchstaben verwerfe ich, wo es nöthig ist, aus dem innigen Gefühle der Wahrheit einer Bemerkung, die D'Alembert in seinen Reflexions sur l'Elocution oratoire et sur le Style en general macht.. On ne sçauroit croire, sagt dieser grosse Schriftsteller, et je ne crains point d'étre

Aber ob ich den rechten Geschmack in der Geschichte der Menschen und der Menschheit getroffen habe, darüber können Sie richten, meine Freundin. Menschenbeobachtung und Menschenmalerey ist Ihr wahres Fach. So tief, so scharf, so schnell und unübertreflich richtig lesen Sie in allen Köpfen und Herzen. Mit Ihrem ersten Feuerblick sehen Sie, was nur langes Grübeln mir entdeckt. Ihre Philosophie ist bey aller ihrer eindringenden Schärfe und Feinheit, so helle, so voll Erfahrung, so menschlich, so einfach, so entfernt von Prahlerey und Schminke, Ihr Witz hat so vielen Verstand, daß ich Schonung wenigstens von Ihnen hoffe, wenn ich keck und frey sage, was ich sehe: und eben so wie Sie, nichts für schön und gut halte, als was wahr ist. Aber Ihren Geist

müßte

d' être démenti par les bons juges, combien un mot plus ou moins long à la fin d' une phrase, une chûte masculine ou féminine, et quelques fois une syllabe de plus ou de moins dans le corps de la phrase, produit de difference dans l' harmonie. L' étude reflechie des grands maitres, et sur tout un organe sensible et sonore, en apprendront plus sur cela que toutes les regles.

müßte ich haben, um mit Ihrem Geiste zu schreiben. Ich müßte seyn, was Sie sind; wie Sie, alles erwischen, was vom innern Menschen in den äussern übergeht, und was aus allem Aeussern auf sein Inneres wirket; wie Sie, mit Ihrem ersten Blicke, treffen; wie Sie, in Ihrem ersten Worte, Gefühl, Darstellung, Leben, Reflexion, und Wahrheit vereinigen!

Ach wie vieles wird Ihnen, eben dadurch, daß der Schriftsteller immer zu sehr im Werke erscheint, aus der Geschichte meines Herzens, meiner Denkart, und meines Lebens, beym Anblick dieses Buchs in Erinnerung kommen; und bey Ihnen, und einer andern guten und geliebten Seele, auch alsdann noch oft von mir und für mich sprechen, wann ich nicht mehr bin, und wann in Teutschland mein Name erloschen seyn wird, wie eine Seifenblase.

Hannover den 25. September 1783.

Inn-

Innhalt des ersten Theils.

Erstes Capitel.

Einleitung und Plan zu diesem Buche.

Seite
Wünsche des Verfassers 1
Erklärung der Begriffe von Einsamkeit und Einsamseyn 2
Mancherley Gebrauch wird von der Einsamkeit gemacht 3
Einsamkeit wird auch hier in einem nicht ganz einfachen Sinne genommen 6
Weltlinge verstehen keinen Einsamen 9
Geschichte des Democritus zu Abdera 10
Wie man in der Einsamkeit faselt 11
Lopez 13
Der Weltüberwinder Obereit 13
Was Jesus Christus über Einsamkeit lehret 14
Einige Proben der Denkart des Verfassers über Welt und Einsamkeit 15

Zweites Kapitel.

Trieb zur Geselligkeit.

Was ist in diesem Triebe recht und natürlich 18
Was ist hinzu gekünstelt 19
Glückseligkeit eines liebreichen Umgangs 19
Fälle verzeihlicher Ungeselligkeit 20
Hang zur Geselligkeit ist ein Grundtrieb der Seele 22
Von der Dame im Mausloch 22
Drang zur Mittheilsamkeit 22
Wohlwollen und Liebe 25
Erkünstelter Geselligkeitstrieb aus Leerheit und Langerweile 25
Einfluß der Mode auf den Geselligkeitstrieb 25
Aufnahme dieses Triebs in Teutschland 26
Zigeunerclub 27
Mysteriöse Geselligkeit 28
Langeweile und ihre ungleichartigen Wirkungen 30
Leibniz schrieb des Sonntags in der Kirche nicht die Predigt nach 32
Assembleen, Bälle, Reduten 35
Geistesimpotenz und bon ton 35
Schmähsucht und Tobak 37
Lässigkeit in Stiefeln und Sporen 39
Geselligkeit und Weltumgang haben ihren wahren, grossen und mannichfaltigen Nutzen 39
Einsamkeit ist in der höchsten Traurigkeit nur selten tröstend 40
Warum sind Schaafsköpfe in der Welt so sehr willkommen? 41
Süsse Ruhe und stille Glückseligkeit findet sich nicht bey Visitenhunger, und im Getümmel der Welt. 42

Drit-

Drittes Capitel.

Trieb zur Einsamkeit.

Trieb zur Einsamkeit ist Streben nach Ruhe und Selbstgenuß 43
Hang für Einsamkeit ist auch zuweilen Lässigkeit und Schwäche 44
Wie Sehnsucht nach Ruhe und Rückkehr in sich selbst aus gerechtem Ueberdruß entstehen 46
Warum man Ruhe und Freyheit sucht 48
Ruhe ist der Wunsch des Weisen mitten im Getümmel 49
Begierde nach Unabhängigkeit und Ruhe trieb den P. Scipio aus Rom auf sein Landhaus, den Cicero nach Tusculum, und den Horaz nach Tibur 51
Diocletian legt seine Kaiserkrone ab, um in Salona Kohl zu pflanzen 53
Zenobia vergaß den Verlust eines Thrones zu Tivoli 54
Carl der fünfte gieng in ein Spanisches Kloster 55
Kaiser Kjen Long verbindet, mit den erhabensten Eigenschaften, einen grossen Trieb zur Einsamkeit und Ruhe 56
Trieb zur Einsamkeit aus Hypochonderie 59
Trieb zur Einsamkeit aus Abneigung gegen die unbilligen und unbehutsamen Urtheile der Menschen 62
David Hume 69
Geschichte aller Propheten in ihrem Vaterlande 77
Einige Verhaltungsregeln gegen Mitbürger und Landsleute 79
Solon 82

Trieb zur Einsamkeit an Höfen 82
Dion 83
Warnung gegen Menschenhaß 84
Trieb zur Einsamkeit aus Feindschaft gegen alle gute Menschen 85
Timon aus der Schweiz 87
Lucians Timon 87
Trieb zur Einsamkeit aus Verlangen nach dem Umgang der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten 90
Für jede schöne Seele ist Einsamkeit das Gegengift der Misantropie 91
Vortheile des Triebes zur Thätigkeit im Stillen 92
Kaiser, Könige, und Helden unserer Zeit suchen und lieben die Einsamkeit 94
Ein Wort von Sanssouci 95
Einsamkeit hebt das Herz der Schriftsteller 96
Die größten Männer bilden sich im Stillen 97
Wieland 99
Necker 100
Trieb zur Einsamkeit aus wahrer Religion 100
Trieb zur Einsamkeit aus Brummerey und Schwärmerey 102
Vornehmer Trieb zur Einsamkeit 103
Elende Beweggründe zum Klosterleben überhaupt 105
Beweggründe zum Klosterleben in den frühen Zeiten der Möncherey 111
Beweggründe zum Klosterleben unter der allgemeinen Herrschaft der Pfaffheit 113
Ein Wort über den Adel jener schönen Zeiten 115
Wie man alte Sünden abwäscht, um neue wieder zu begehen 115
Trieb zur Einsamkeit ist sehr oft ein Merkzeichen zerrütteter Organen 118

Viertes Capitel.

Trieb zur Einsamkeit in den ersten Zeiten der Christlichen Kirche und überhaupt in warmen Ländern.

Allmacht dieses Triebes in Asien und Afrika 120
Kleine Republiken von Einsamen unter den Juden 121
Essäer 123
Therapeuten 125
Egyptische Früchte aus Saamen des Evangeliums 126
Milzsüchtige Phantasten ersinnen in Egypten eine neue Frömmigkeit 127
Wilde Schwärmerey der Egyptischen Asceten 129
Eine Art von Asceten entmannen nicht nur sich selbst, sondern auch jeden andern ehrlichen Mann 130
Alle diese Fratzen Egyptischer Philosophie entstehen aus Träumen des Plato 131
Vereinigung aller dieser Grillen mit dem Christenthum 136
Ursprung der christlichen Mönche 138
Cenobiten und Anachoreten 139
Die ersten christlichen Mönche waren Mystiker, und Mystik war der erste Ursprung aller Möncherey 140
Paul, der erste Einsiedler 141
Philosophische Betrachtungen über das ganze Einsiedlerwesen 143
Lebensgeschichte des heiligen Antonius 146
Seine schwarzgallichte und menschenscheue Jugend 146
Seine Geilheit 147

Er bewohnt ein Grab 147
Er hat die Epilepsie 148
Er lebt zwanzig Jahre auf einem verwünschten Schlosse in der Wüste 148
Wie schrecklich es da in seinem Kopfe rappelte und spükte 149
Aus Langerweile geht Antonius wieder unter Menschen, und nun verläßt ihn seine melankolische Wuth 149
Er bevölkert allmählig die Wüsten 150
Er wird schnacksselig 151
Er wird der allgemeine Einsamkeitsprediger, Teufelaustreiber, und Gaßner jener Zeit 151
Ein Wort von Gaßner und Lavater 151. 152
Garderobe des heiligen Antonius 153. 154
Seine Läuse 154
Seine Tafel 154
Michel Schuppach war ein angenehmerer Wirth als der heilige Antonius 154
Essen und Schlafen hielt dieser beynahe für Sünde 155
Langeweile des heiligen Antonius 156
Ihn befällt die Lust sich hinrichten zu lassen 157
Er hat viele unangenehme Besuche 157
Darum geht er tiefer hinein in die Wüste 158
Sein Leben auf dem angenehmen Berge Colzim 158
Höflichkeit der Waldesel für den heiligen Antonius 159
Noch mehr Beweise der Kraft seines Glaubens und Gebeths 160
Reisen des Antonius 161
Sein wundervoller Ritterzug nach dem heiligen Paul 163
Betragen des Antonius gegen Ketzer und Philosophen 165
Weise Reden des Antonius 166

Thor=

Thorheit schadet dem Ruhme nicht 169
Antonius beschleunigt seinen Tod beynahe wie Voltaire 169
Sein Testament 171
Antonius wird in allen unsern Klöstern angebethet, und er ist der oberste Heilige aller unserer Mystiker 171
Sein hohes Leben erzeugt unzählige christliche Sonderlinge und Abentheurer 172
Pachomius der erste Stifter aller Klöster in der Christenheit 173
Sein ascetisches Leben mit Palemon 174
Sein Anachoretenleben 176
Aus Langerweile stiftet Pachomius das erste Mönchskloster 177
Er ist der Stifter und Vater aller Congregationen und Mönchsorden 177
Seine Mönche sind starke und derbe Kerle 178
Kleidung und Lebensart dieser heiligen Kerle 179
Ruhm des Pachomius 182
Er stiftet das erste Nonnenkloster 183
Schreckliche Zanksucht und Weibermuth in diesem ersten Nonnenkloster 183
Viele Mönche schneiden sich aus Melankolie mit Messern die Bäuche auf 184
Viele Mönche nehmen sich das Leben durch Hunger, oder einen Strick, oder durch einen Sprung in Abgründe 185
Sonderbare Klosterzucht des Pachomius 185
Er will, daß man nicht allzutugendhaft sey, und nicht allzuweise 187
Sein Verhalten gegen Ketzer 188
Seine Wunderkraft 188
Seine Krankheiten 189
Sein Tod 190
Was Pachomius in der Welt gewürket hat 190

Ein Wort über Rangstreit 191
Vier Gattungen Egyptischer Mönche 193
Cenobiten 193
Anachoreten 196
Sarabeiten 196
Herumschweifende 197
Geschichte des heiligen Hilarion 198
Die Sittenlehre des Christenthums wird allgemein durch Anachoreten und Mönche verdorben 200
Etwas von der Hochzeitnacht des heiligen Ammonius 202
Freiheitsliebe und Ehrgeiz erwecken dem Anachoretenleben vorzüglichen Beyfall 203
Grasfressende Anachoreten 203
Nicht sehr grosser Unterschied zwischen Anachoretischem Vieh und anderm Vieh 205
Nackte Anachoreten und Anachoretinnen 205
Verhungerte Anachoreten 206
Grosse anachoretische Heilige gehen in Hurenhäuser, um sich dort in der Tugend zu üben 206
Grosse anachoretische Heilige baden sich, zu eben diesem erhabenen Zwecke, mit fingernackten Weibern 207
Vielerley dumme Einfälle anachoretischer Heiligen werden eifrigst nachgeahmt 208
Ein Wörtlein für den Herrn Weltüberwinder Obereit 210
Musterrolle des ganzen anachoretischen und mönchischen Lumpengesindels 210
Grosses Ansehen dieser heiligen Halunken 211
Vergebliche Versuche der Kaiser zur Einschränkung der Möncherey 212
Theodosius erlaubt den Mönchen in die Städte zu kommen, so oft sie, nach ihrer Weisheit, dies für nöthig erachten 214

Der

Der Geruch ihrer Heiligkeit verbreitet sich überall 215
Sie sind stolz auf lange Haare, lange Bärte, nackte Füsse, und Schmutz in allen Dingen 215
Sie sind Nachahmer der Cyniker 216
Aus Verehrung für den grossen Antonius schonen sie ihre Läuse 216
In Rom kommt jedermann bey der Ankunft dieser lausichten Philosophen ins Lachen 216
Aber sie finden bald grossen Beyfall bey den Damen 217
Ihr Lob fliegt bey den Vornehmen von Mund zu Mund 218
Sogar denkende Köpfe geben ihnen Beyfall 218
Die größten Kirchenväter reissen die Menschen stromweise in die Einsamkeit 218
Leben und Charakter des heiligen Chrysostomus 219
Seine Predigten zur Ehre der Möncherey 221
Mit welcher gewaltigen Beredsamkeit und Menschenkenntniß, und alles wegreissenden oder niederwerfenden Eifer, der heilige Hieronymus für den Mönchsstand würkte 225
Versuch über das Leben und den Charakter dieses grossen Mannes 226
Er ist sehr frühe fromm und liederlich 227
Er macht allerley Geniesprünge 228
Er wählt sich seinen Wohnsitz in Syrien, mitten unter wilden Thieren, Schlangen und Mönchen 227
Er kämpft da, vier Jahre hindurch, gegen unbändige Fleischeslust und garstige Gedanken 228
Das wilde Anachoretenleben raubt im seine Gesundheit 229
Er bezeugt sein Misfallen über dieses unnatürliche Leben 230
Er geht wieder nach Rom, und wird geheimer Sekretär des Pabsts 230

Alle Römischen Damen verlieben sich in den heiligen Hieronymus 231
Die heilige Marcella nimmt ihn in ihr Haus 231
Wie eine Dame beschaffen seyn mußte, um diesem grossen Heiligen zu gefallen 231
Der heilige Hieronymus hat offenbar bey Mädchen dahin gesehen, wohin man bey Mädchen nicht sehen muß 232
Niemand hat sich so wie Er beeifert, das schöne Geschlecht zu fromer Einsamkeit zu bereden 235
Weit und breit in der Welt hat der heilige Hieronymus, wie mein Freund Lavater, die Damen beherrscht. 235
Vielen vornehmen Römerinnen gab Er Unterricht 235
Er wäre beynahe Pabst geworden durch die Weiber 236
Er überwindet die feuerfängliche Paula durch seine hohe Beredsamkeit 236
Paula treibt eben diesen Enthusiasmus in ihre Tochter Eustochium 239
Hieronymus schreibt, zum Unterricht und zur Stärkung der schönen Eustochium, seinen berühmten Brief über die Festhaltung der Jungferschaft 239
Nach den damaligen Sitten des christlichen Roms, war Festhaltung der Jungferschaft nicht eine leichte Sache 240
Der heilige Hieronymus verschreibt der Eustochium eine Jungferndiät 240
Unkeuschheit der christlichen Jungfern, Damen und Weiber in Rom 241
Lieben müsse zwar der Mensch immer etwas 243
Woran eine Jungfer nicht denken dürfe 244
Welche Mönche und Anachoreten aus Egypten die Weiber verführen 244

Eine Jungfer müsse immer fliehen vor geistlichen Schurken 245
Beschreibung dieser Schurken 246
Alte Jungfern fallen oft in schreckliche Gefahren kurz vor ihrem Tode 247
Wie Schwätzerinnen und Schmarotzerinnen mit vornehmen Römischen Damen sprechen 247
Eine fürchterliche Weiberepidemie entsteht in Rom, weil man glaubt dieser Brief an die Eustochium sey eine Satire 248
Geschichte dieser Weiberepidemie, und aller Weiberepidemien, die wegen einer Satire entstehen 248
Viele liederliche Damen von hohem Stande schreyen, ihre Portraite seyen in diesem Briefe 248
An solche starke Wahrheiten war man in Rom gar nicht gewohnt 249
Alle Gecken, Halbköpfe, Idioten und Wahrheitshässer schlagen sich, wie bey allen solchen Epidemien, zur Partey der Damen 251
Alle schreyen, man müsse den Hieronymus durch den Profos aus der Stadt jagen, weil er sich unterstehe, vornehmen Leuten die Wahrheit zu sagen 251
Sogar die heilige Marcella wird dem Hieronymus böse 252
Bonasus, auf Teutsch ein Auerochs, schreibt gegen den Hieronymus ein witziges Blatt, zur Vertheidigung der Damen 253
Die Römischen Damen trippeln und hüpfen frohlockend umher, mit diesem witzigen Blatte in der Hand 253
Hieronymus scalpirt den Bonasus durch ein stachlichtes Brieflein 253
Alle Weiber, samt ihren Gehülfen, werden mause-

mausestill, nach diesem Brieflein an den Bonasus 255
Hieronymus und Paula entschliessen sich Rom zu verlassen 255
Hieronymus geht nach dem Orient 256
Paula und viele heilige Jungfrauen folgen ihm nach 256
Geschichte dieser heiligen Zigeunerreise 256
An der treuen Hand ihres lieben Hieronymus geht Paula nach Egypten 257
Paula hat grosse Lust, mit ihren heiligen Jungfrauen, unter den borstigen Liebeseinsamen Egyptens zu leben und zu sterben 258
Aber ihr geistlicher Vater Hieronymus behält sie für sich in Bethlehem 258
Ueppiges Leben in Jerusalem vor vierzehnhundert Jahren 259
Hieronymus bewohnt ausserhalb des Dorfes Bethlehem eine Celle 259
Sein Ruhm fliegt aus dieser Celle durch die ganze Welt 260
In der ganzen Christenheit ist man aufmerksam auf seine Lehren 260
Niemand konnte wieder aufstehen, den Er durch seine gewaltige Feder zu Boden schlug 260
Hieronymus war nie so stolz und so hochfahrend, als wenn es auf Orthodoxie ankam, oder wenn man ihm auf seine Briefe nicht antwortete 260
Er hatte etwas bitteres, verdrüßliches, und sauertöpfisches in seinem ganzen Charakter 261
Er war, zum Erstaunen, neidisch 261
Ohne Leidenschaft sprach niemand für ihn, oder wider ihn 262
Er tödtete mit seiner Feder 262
Er vertrug keinen Widerspruch, und war ein grimmiger Verfolger 262

Er verwandte für den Mönchsstand alle Macht seiner Feder, allen seinen Eifer, und alle Blitze seiner Beredsamkeit 263
Er schrieb mit glühender Heftigkeit für das Mönchsleben und den ehelosen Stand 264
Paula stiftet vier Klöster in Bethlehem 264
Sie bleibt in ihrem Kloster noch immer Weib 265
Nonnen vom ersten, zweiten und dritten Range zu Bethlehem 265
Wie Paula dafür sorgte, daß der Teufel durch fleischliche Begierden sich bey ihren Nonnen nicht einniste 265
Wie Paula in der Liebe des Himmels zu Bethlehem lebte und starb 266
Eustochium wird nach ihrer Mutter Tode Domina in Bethlehem 268
Hieronymus schreibt aus seiner Celle daselbst noch immer vortrefliche Keuschheitsregeln für die guten Damen in Rom 268
Sein Brief an die Läta 269
Keuschheits-Recepte für junge Wittwen 271
Nichts brachte den heiligen Hieronymus, weil er selbst war liederlich gewesen, schrecklicher in Harnisch als Liederlichkeit 272
Eine schändliche Liebesgeschichte entsteht zu Bethlehem in einem Nonnenkloster 272
Hieronymus donnert gegen den Nonnenverführer eine fürchterliche Strafpredigt 274
Er weckt, mit gleicher Kraft gläubige Gemüther zur Einsammkeit, u. zur Möncherey 277
Er will, daß man auf seinen Vater trete, und doch mit trockenen Augen in die Wüste gehe 278
Er warnt vor Damen, die gerne geistliche Söhne annehmen 279
Etwas von Mamma von Warens, und ihrem geistlichen Sohne Johann Jacob Rousseau 279
Hieronymus erzählt mit der größten Naivheit

die

die geheime Geschichte anachoretischer Heucheley 280
Er giebt Vorschläge zur Heilung unzüchtiger Gedanken 281
Beschluß dieser Züge aus dem Leben des heiligen Hieronymus 282
Grosse Wirkung von Allem, was Hieronymus sagte, lehrte und that, bey der ganzen Catholischen Kirche 282
Aus Ehrgeiz griff man izt nach Kutten wie nach Kronen 283
Bischöffe und Geistliche werden allenthalben aus dem Mönchsstande gewählt 283
Dummer Mönchsglaube wird der allgemeine Glaube der Christenheit 284
Egypten zählte beynahe so viele Mönche in den Wüsten als Menschen in den Städten 285
Urtheil des größten und geschmackvollsten philosophischen Geschichtschreibers unserer Zeit über diesen allgemeinen Hang zur Einsiedeley und Möncherey 286
Anachoretischer Wahnwitz Simeons des Säulenheiligen 290
Werth der Einsamen aus den ersten Jahrhunderten der Christlichen Kirche, verglichen mit dem Werth der Einsamen und den Heiden von Asien 292
Fo, ein närrischer Kerl, hat viel Aehnlichkeit mit dem heiligen Antonius, und noch mehr mit unsern Mystikern 294
Schaamloses anachoretisches, mystisches, und cenobitisches Zigeunergesindel, unter den Heiden und Muhammedanern von Indien 296
Indianischer Klostergeist 297
Anachoreten, die in hohlen Bäumen wohnen 297
Abscheulich grosse anachoretische Tugenden der Indianischen Mystiker und Heiligen 298

Falsch=

Falschheit dieser Tugenden 303
Mystik der Perser 304
Mitwirkung der physischen Ursachen bey diesen allgemeinen Triebe zur Einsamkeit und Mystik in warmen Ländern 305
Clima von Egypten 305
Das köstliche Nichtsthun hält man für die größte Glückseligkeit in warmen Ländern 307
Neigung der Egypter zum Trübsinn und zur Melankolie 307
Zeichen und Würkungen der Melankolie 308
Menschenflucht aus Abscheu für Welt und Leben 309
Es gab auch in neuern Zeiten eine unzählbare Menge von Melankolikern in Egypten 310
Physische Ursachen hatten also allerdings einen grossen Einfluß auf den Trieb zur Möncherey in den ersten Zeiten der Christenheit 311
Die Egypter waren vorzüglich durch ihre Derbheit geschickt zur strengen Einsiedeley, und zu allen Kasteyungen des Mönchsstandes 312
Muhammeds Clerisey hat anizt noch in Egypten manche Aehnlichkeit mit jenem christlichen, hagern und zänkischen Mönchsschwarm 313
Muhammedanische Weltüberwinder 316
Die neuern Weltüberwinder von Egypten, sind eben so geil, wie vormals die christlichen Weltüberwinder 316
Sonnenhitze und Temperament haben einen grossen Einfluß auf die Religion 317
Warum man den Pabst den Pantoffel küßt 318
Verschiedenheiten zwischen den Indianischen und Egyptischen Heiligen und Einsamen 319
Lehre des Fo 320
Ausserordentliche Heftigkeit der Imagination bey den Indianern 322

Solches Feuer bey solcher Trägheit widerspricht sich nicht 323
Wie die äusserste Stärke aus der äussersten Schwachheit entsteht 325
Narrheit gab den christlichen Mönchen und Anachoreten dann auch grossentheils ihre hochgelobte Kraftdauer 326
Sanct Obereit ist entweder in den Alterthümern der Kirche ein Idiot, oder er verschweigt überall Alles, was ihn widerlegt 327
Mönche und Einsiedler verbergen ihre Kränklichkeit aus Eitelkeit und Heucheley 327
Kränklichkeit des heiligen Pachomius 327
Kränklichkeit des heiligen Hieronymus 329
Kränklichkeit des heiligen Basilius 329
Kränklichkeit des heiligen Gregorius von Nazianz 331
Kränklichkeit des heiligen Chrysostomus 332
Kränklichkeit des Palladius 332
Der kerngesunde und darum so hochmüthige Obereit läugnet diese Kränklichkeit, und erhält vorläufig ein Paar unsanfte Hiebe für seinen elenden Witz, und schalen Spott 334
Einfluß der Regierungsform auf den Trieb zur Einsamkeit 335
Aus Abscheu für die Tyranney verliessen die alten Philosophen die Städte 336
Das größte unter allen Glücksgütern ist Freyheit 338

Ueber

Ueber die Einsamkeit.

Erstes Capitel.

Einleitung und Plan zu diesem Buche.

In diesem unruhvollen Leben, unter dem Zwang der Geschäffte und der Pflichten, in Fesseln der Welt und am Abend meiner Tage, möchte ich noch Schatten verschwundener Freude hervorrufen; ach nur Schatten aus jenen Tagen mei-

ner Jugend, in denen Einsamkeit meine einzige Freude war; in denen ich keine angenehmere Ausflucht kannte, als in Klöster und Cellen, in unbewanderte Gebürge, hohe schauervolle Wälder und zerstörte Schlösser alter Grafen und Ritter, und kein lebhafteres Vergnügen, als den Umgang mit den Todten.

Ueber eine wichtige Angelegenheit des Menschen möchte ich nachdenken; über der Einsamkeit Schaden und Trost; über ihren in allen Zeiten und unter den berühmtesten Völkern gekannten, aber vielleicht nie genug geprüften Werth; über ihren allmächtigen Trost, wenn dich Kummer austrocknet, Krankheit entnervet, des Tages Last und Bürde zerdrücket; auch über ihren Trost in Leiden, die das Herz nicht erträgt.

Gerne will ich jedem gesellschaftlichen Vergnügen entsagen, jede andere Erhohlung fliehen, mit jener Freude des Lebens nichts mehr zu thun haben, wenn es mir nur gelingt, zuweilen einige Stunden von Ruhe und Musse zu stehlen, mir

dann

dann einzubilden, ich sey einsam und frey, und ich könne vielleicht über die Einsamkeit etwas Nützliches sagen, etwas, das hie und da einen Sonderling auf einige Stunden unterhält, vielleicht auch gute Menschen auf einige Augenblicke bewegt.

Einsamkeit ist eine Lage der Seele, in der sie sich ihren eigenen Vorstellungen überläßt. Im Genusse wirklicher Absonderung und grosser Stille, oder auch nur durch Wegwendung der Gedanken von dem, was uns umgiebt, sind wir einsam.

Auf mancherley Weise überlassen sich ihren eigenen Vorstellungen Einsame von verschiedener Sinnesart, Geisteslage, Aufklärung und Absicht. Von einsamen Hirten wird einer ein Liederdichter; ein anderer schnitzet sich einen schönen Becher; ein dritter wird ein Beobachter der Natur; einer wird ein Philosoph; ein andrer ein Schwärmer; und fände jeder unter seinen Bäumen, am stillen Bache, eine schöne Hirtin, so würde vielleicht jeder verliebt. Aber bey dem traurigen Mangel

von allem, was das Herz bedarf, wenn es ungerne alleine ist, bleibt nichts übrig, als sich mit seinen eigenen Vorstellungen zu beschäftigen, so gut man kann. Jeder Mensch nimmt eine ihm eigene Richtung, wenn er sich in völliger Freyheit sieht, seiner Laune zu folgen. Mancher vergnügt sich bey dem Gesange der Nachtigallen, mancher mag nichts hören, als Eulen und Uhus. Manchem ekelt vor euerm Visitenwesen; er sizt aus Langerweile zu Hause, und schreibt ein Buch, oder fängt Fliegen.

Das arme Herz hängt sich immer an etwas, das ihm mehr Vergnügen macht, als etwa sonst seine Lage ihm darbietet. Ich kam einst in das Magdalenenkloster in Hildesheim, und fand mit Erstaunen eine Hecke von Kanarienvögeln in der Celle einer Nonne. Ein Brabandischer Edelmann lebte in Brüssel fünf und zwanzig Jahre in seinem Hause dadurch gesund und glücklich, daß er sich ein vortrefliches Cabinet von Gemälden und Kupferstichen sammelte; aber sein Haus verließ er nie,

weil

weil er fürchtete, sich zu verkälten, und weil er gegen alles Frauenzimmer eine Antipathie hatte, wie gewisse Leute gegen Mäuse.

In Gefängnissen auf immer ihrer Freyheit beraubte Menschen leben zwar in einer gezwungenen Einsamkeit, in welcher sich dann doch jeder, wenn er kann, immer den Vorstellungen überläßt, die ihm das meiste Vergnügen machen. Der Genfer Philosoph Micheli du Cret maß auf der Vestung Aarburg, im Canton Bern in der Schweiz, die Höhe der Alpen; der Baron Trenk beschäftigte sich auf der Citadelle in Magdeburg mit Projekten, sich in Freyheit zu sezen, und der General Walrave suchte ebendaselbst seinen Zeitvertreib mit Hünnern.

Ein Buch über die Einsamkeit kann von diesem allem handeln, und nicht viel sagen, das zur Sache gehört. Ich habe nicht oft meinen Hauptzweck aus dem Auge verlohren, wenn auch nicht jeder in allem, was ich sagen werde, mei-

nen Hauptzweck sieht. Man wird wenigstens aus einer nicht geringen Anzahl von Beobachtungen und Thatsachen mit ziemlicher Zuverlässigkeit sehen und schliessen können, was Einsamkeit wirket, was sie gegen sich hat, und wozu sie gut ist.

Einsamkeit heißt bey mir nicht immer völlige Entfernung von der Welt und wahres Eremitenleben. Zuweilen verstehe ich auch dadurch den Aufenthalt eines Klosters, oder einer kleinen Stadt; zuweilen die Studirstube eines Gelehrten; zuweilen auch nur die stundenlange oder tagelange Entfernung aus dem Getümmel. Dies alles gehört in meinen Plan. Zuerst suche ich, woher es komme, daß man so gern in Gesellschaft läuft; sodann, warum man zuweilen so hartsinnig alle Gesellschaft flieht, und wie man aus mancherley Beweggründen, auch unter falschem Vorwand, auch aus Enthusiasmus und Naturtrieb in die Einsamkeit geht. Dann, was in mancherley Gesichtspunkten nachtheiliges für die Seele aus der Entfernung von der Welt entsteht;

end-

endlich, wann und wie es für Geist und Herz gut sey, alleine zu leben. Dies ist der ganze Innhalt dieser Schrift. Hätte ich für Eremiten schreiben wollen, so würde ich sagen, ich schreibe über das Eremitenleben; da ich aber für Menschen schreibe, und Nachtheil und Gewinn eines abgesonderten Lebens so menschlich berechnen möchte, als ich nur kann, so heißt dies wohl Einsamkeit.

Einsam ist man zuweilen auch da, wo man nicht alleine ist, wenn man sich nur ganz seinen eigenen Vorstellungen überläßt. Einsam ist eine in allen Vorurtheilen einer alten deutschen Burg erzogene Dame in jeder Gesellschaft, wo niemand sechzehn Quartiere hat, als sie. Einsam ist ein denkender Kopf an mancher vornehmen Tafel. Mitten unter einer grossen Versammlung von Menschen können wir eben so abwesend seyn von allem was uns umgiebt, eben so sehr durch unsere Gedanken in uns selbst gezogen, und eben so einsam als ein Mönch in seiner Celle, oder ein

Eremit in seiner Höhle. Man kann einsam seyn in seinem Hause, nahe bey dem grösten Menschengewühl, wie in der Todtenstille einer kleinen Stadt; in London und Paris, wie in der Wüste von Thebais und Nitrien.

Ein Buch über den Werth der Einsamkeit deucht mir ein nicht unbeträchtlicher Beytrag zu einer praktischen Untersuchung über menschliche Glückseligkeit. Je weniger der Mensch bedarf; und je emsiger er sich bestrebt, in sich selbst Quellen von Vergnügen zu entdecken: desto leichter sondert er sich von andern Menschen ab und desto gewisser findet er wahres Glück. Alle Vergnügungen der grossen Welt scheinen darum eigentlich des Neides nicht werth, mit dem man sie beehret. Aber auch alle die berühmten Systeme von gänzlicher Flucht aus der Welt fallen als Lebensregel in Trümmer, wenn man bedenket, daß es zwar edel ist, sich unabhängig von den meisten Menschen zu machen, um doch zuweilen abseite gehen zu können; aber gewiß eben so gut,

daß

daß man auch zwischen durch gesellig und freundlich mit allen lebe.

Weltgenuß und Selbstgenuß stehen freilich sehr weit auseinander. Der Weltling verachtet den Elenden, der sich einbildet, man sey auch wohl glücklich ausserhalb seiner Welt. Wie würde er wüten, wenn jemand sagte, die niedrigste Art des Umganges finde man am meisten in grosser Gesellschaft; oder wenn jemand gar behauptete, daß man auch wohl zuweilen bey Hofe gähnt! Viele Menschen begreiffen nie, warum man ungern ausgeht, oder für leere Besuche nie zu Hause ist, weil sie nicht begreiffen, daß es Menschen giebt die nie recht glücklich sind, als wenn man sie alleine läßt; der Mann ist melankolisch, sagen sie, man muß ihn vom Morgen bis in die Nacht besuchen. Widersezt er sich aber diesem Besuchszwang, zeigt er dem Ungläubigsten, wie wohl ihm ist, wenn er niemand sieht, so geht es ihm dann freilich in mancher Stadt und in manchem Lande, wie dem Democritus bey den Abderiten.

Der hochedle und hochweise Magistrat der kleinen Stadt Abdera in Thracien schickte eiligst zu dem Hippocrates, mit dem Berichte, ihr Mitbürger, der Philosoph Democritus, sey wahnwitzig; er vergesse den Werth der Welt; er sey alleine bey Tag und bey Nacht; er verirre sich in waldichten Schatten und an den kleinen Ufern der Bäche; er verlache die Abderiten, ihre Geschäfte, ihre Sitten, ihren Wiz und ihre Clubs; er verachte alles in der Welt, und klebe nur an dem, was über der Erde und unter der Erde sey. Hippocrates kam nach Abdera, und fand den Democritus unter einem tief an die Erde hängenden Ahorn beschäfftiget mit der Zergliederung einiger Thiere und mit einer Abhandlung über den Wahnwitz. O Democritus, rief der Vater der Arzneykunst mit Entzückung aus, du schreibst gegen deine Mitbürger zur rechten Zeit!

Alle Vortheile der Einsamkeit giebt man auch wohl gerne zu, und hält dann doch sinn-

liches Vergnügen für des Menschen erste Pflicht. Wir sind doch in Wahrheit, dem Himmel sey es gedankt, da, um gesellig zu seyn; und wer wollte nicht lieber den ganzen Abend spielen, als wie ein Thor zu Hause sitzen, und nichts thun, als lesen und schreiben? Alte müßige Matronen hassen darum die Einsamkeit wie den Tod, und jappen nach Visiten und Assembleen, wie auf den Strand geworfene Fische nach Wasser.

Aber die Archive der Menschheit zeigen doch, wie man auch in der Einsamkeit faselt, und in derselben zulezt allen menschlichen Gefühlen entsagt. Mancher Mönch liebet sein Kloster, weil er denkt, Gott höre und sehe in der Welt nichts so gerne, als wie er seine Horas singt und seine Schußgebete murmelt. Ein Eremit trotzet Welt und Menschen in der sanften Gesellschaft von Schlangen und wilden Thieren. Der Europäische Theosoph glaubt, er habe auf Erden das äusserste ver-

rich-

richtet, wenn er die ganze Religion in müßige, spielende, romanhafte Empfindung verwandelt, in seinen Verzückungen wähnt, er sey mit der Gottheit innigst vereinigt, und davon seyen seine Träume die Probe. Sein Bruder sizt in Indoustan mit solcher Ueberzeugung nackt in einem Aschenhaufen, krümmt Hände und Füsse über einander, verdreht die Augen, und lauert in der fürchterlichen Sonnenhitze auf die inwendige Erleuchtung. Heiter und froh wie in einem Flamändischen Wirthshause, denkt sich vielleicht mancher deutsche Mystiker, mit einem guten Glas Rheinwein in der Hand, Egyptens Anachoreten; und sieht dann in der Thebaischen Wüste das neue Jerusalem, und in den Reden ihrer schwarzgallichten Bewohner die feinsten Kapuzinerschwänke.

Wahn und Selbstbetrug herrschen hier wie überall, vom felsenfesten Schwärmer an bis zur stolzen Schulphilosophie. Wir irren lange im Dunkeln, und sehen nach immerwährender Beobachtung, nach immer bescheidenern Schlüssen,

nach

nach tausend durchwanderten Labirinthen, fast immer zu spät durch das sanfte Licht der Vernunft den schmalen Pfad der Wahrheit.

Lopez, den Molinos einen Seraph im Fleische nennt, kam durch Einsamkeit und Mystik so weit, daß er alle Menschen für unbeseelte Körper hielt, in Mexico Teufel sah, und zulezt in der heiligsten Abgestorbenheit fühllos blieb wie ein Stein, da er vermuthen konnte, sein Vater sterbe eben in einem brennenden Hause.

Ein grosser Apostel der Einsamkeit und Mystik, der Weltüberwinder Jacob Hermann Obereit, hatte eben seine äusserst von ihm geliebte, sehr liebenswerthe, und sehr vortrefliche Gemahlin verlohren, als er auf die Stube eines seiner Freunde in Zürich mit entsezlichem Gelächter stürzte und schrie: denken sie doch, denken sie doch, ich besaß meine Frau just zweymal so viel Tage lang, als viele Jahre ich in sie verliebt war; und lachte

dabey

dabey immerfort über seinen wunderbaren Hermetischen Lebensgang.

Mystik und Einsamkeit erheben zu solcher Kraft. Aber, obgleich der Heiland der Welt gegen die damaligen Einsamen unter den Juden, die Essäer, nichts erinnert, so führt doch, nach dem einstimmigen Urtheile der aufgeklärtesten Ausleger seiner Vorschriften, seine Sittenlehre mehr als keine andere zur Geselligkeit, zur allgemeinen Liebe, und zur Ausrottung aller Leidenschaften, welche die Menschen von einander trennen. Er hielt sich nicht in Wüsten, Einöden und Felsen auf. Er wollte nicht, daß wir allen Arten von Verbindungen mit der Welt und ohne Ausnahme entsagen. Er selbst gab uns das Beyspiel, daß wir uns nur zu gewissen Zeiten in die Einsamkeit begeben, und da die Geschäfte und Angelegenheiten dieses Lebens ruhen lassen.

Möchte ich doch glücklich zwischen allen diesen Klippen entgegengesezter Meinungen herdurchkommen,

men, nichts aus Vorurtheil sagen, nichts, das nicht ist, nichts, das einem Beobachter mißfallen könnte, der unbefangen Welt und Menschen studirt.

Von den eiteln Freuden und kindischen Neigungen der Welt denke ich eben nicht mit Hochachtung. Jenen fetten Menschen, die sich einbilden, man geniesse das Leben nirgends als bey Tafel, mache ich schlechte Complimente. Aber das alles vergiebt mir dann doch der Jüngling, der zu grossem Beginnen auflodert, wenn er mein zehntes Capitel liest; das entschuldigt auch wohl die gute Seele gern, die in meinem eilften Capitel lesen wird, welche Ruhe, welcher Frieden mit sich selbst, und wie manche unschuldige Freude sie auf Fluren und am Wasser und im Walde erwartet. Ich weiß zum voraus, wo man mein Buch am meisten mißhandeln wird. Eure Fesseln habe ich aber auch nie getragen, und eure Geistessklaverey mit glücklicher Kühnheit verachtet, wenn nur eure Ohren sich etwas mehr an Wahrheit gewöhnen. Alle meine Wünsche sind erreicht, wenn

dann

dann noch etwa hie und da ein Trauriger Trost bey mir findet. Wenn über manche Stelle der Hypochondrist im Greuel seiner Verdauung mich segnet; und zumal, wenn ich den guten Leuten auf dem Lande begreiflich mache, wie bald jede Quelle von Freude in den Städten versiegt; wie man auch mitten unter wilder Lustigkeit eiskalt durch unsere Tanzsäle hinhüpft; wie erbärmlich und wie früh alle unsere falschen Vergnügungen zerplatzen; wie liebenswürdig hingegen das Landleben ist; wie leicht man da Müßiggang und Langeweile vertreibt; welche ruhige und heitere Gefühle, welchen Frieden, welche Glückseligkeit jeder Blick ins Grüne gewähret, und beym Niedergang der Sonne das Heimgehen der Heerden; wie jeder Tritt in wilde und fruchtbar erhabene Gegenden, jede Aussicht auf die einsamen Wohnungen froher Menschen, die Seele entzücket; wie viel fröhlicher derjenige seine Zeit hinbringt, der selbst sein Heu einerndtet, als jener dort am Spieltische; und wie viel glücklicher man auch in Kummer und Betrübnis hier am stillen Wasser ist,

als

als dort mit frostigem Lächeln und einem Herzen voll Sorge an der Tafel bey Hofe.

Vieles, das die Welt hochschäzt, wird der Einsame verachten; vieles, das die Welt verachtet, wird sich für ihn veredeln; und gewiß auch treibe ich in manche Brust mehr Kraft gegen das feine Gift der Sinnlichkeit, wenn es mir nur gelingt, meine Gefühle auszudrücken, und wenn nur die Hoffnung mich nicht zu oft verläßt, es werden doch einige gute Menschen in der Welt mich verstehen.

Zweites Kapitel.

Trieb zur Geselligkeit.

Es ist freilich überhaupt nicht gut, daß der Mensch alleine sey. Nicht nur unzählige Bedürfnisse, sondern ein natürlicher und angebohrner Vereinigungstrieb knüpfen die Bande der Gesellschaft, und bestimmen uns wahrlich nicht zur Einsamkeit. Gesellschaft ist des Menschen erste Nothdurft.

Holzäpfel wären seine erste Nothdurft, wenn er dem Triebe zur Geselligkeit entsagte. Gott selbst hat den Trieb zum vertrauten Umgange durch den Ausspruch geheiliget: es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sey; und man sieht auch gleich, was für Gesellschaft durch dieses göttliche Wort verstanden wird, weil sofort hinzugesezt ist: ich will ihm eine Gehülfinn machen, die um ihn

sey.

sey. Aber in der Welt verdrehet man den Ausspruch Gottes, und glaubt, es sey nicht gut, wenn der Mensch nicht täglich auf dem Club erscheine, oder in der Assemblee.

Trieb zu häuslicher Geselligkeit und vertrautem Umgange ist uns angeschaffen. Bey beyden bleiben wir in unserer Natur; aber bey dem Triebe zum Weltumgange müssen wir schon auf unserer Hut seyn. Jener ist unvertilgbar, so lange der Mensch seine Natur nicht auszieht: dieser wird uns angewöhnt, er ist eine Kunst, ein Handwerk, und viele bleiben darinn immer grosse Stümper. Durch jenen wird das natürliche Bedürfniß befriedigt: dieser ist die Erfindung des Müßigganges, der Langenweile, und der Neugier.

Liebreicher Umgang ist eine unerschöpfliche Quelle von Glückseligkeit. Im Ausdruck unserer Empfindungen, in der Mittheilung unserer Begriffe, in ihrer freymüthigen Auswechslung mit den Empfindungen und Begriffen unserer Freunde,

liegt eine Wollust die auch der hartsinnigste Einsiedler fühlt. Ich kann den Felsen meine Klagen nicht bringen, ich kann dem Abendwinde meine Freuden nicht erzählen: meine Seele sehnt sich nach einer verschwisterten Seele, mein Herz sucht ein ihm ähnliches Herz; Himmel und Erde verschwinden bey der, die wir lieben. Fern von Welt und Umgang, und ohne Rücksicht auf Menschen, machten unsere meisten Kenntniße, Gefühle, Einfälle und Gedanken uns keine Freude. Und so ist auch mitten im glänzendesten Menschengewühl alles dürr, frostig öde und leer, wenn kein trautes Herz an dir hängt.

Entsagst du aber auch nur dem Wahnsinn der Vergnügungssucht, so heissest du deswegen schon menschenscheu. Bist du voll eines geheimen Triebes zu irgend einem grossen Zweck, der sich nur in der Stille ausführen läßt, und hassest darum den Visitenschnak und seine Leerheit, so nennet man dich ungesellig. Fliehst du die Welt, vielleicht auch nur in kleinmüthiger Niedergeschlagen-

heit, dir immer alles schlimmer zeigt, als es ist; oder entsagst du allem Umgang in unglücklicher Liebe, weil dich nichts mehr locket, weil dir nichts mehr winket, weil dich nichts mehr reizt, nichts mehr befriedigt, niemand mehr versteht; weil von allem, was du denkst, thust und geniessest, nichts mehr Bezug hat auf ein einziges Wesen, so nennet man dich toll. Du würdest der Welt auch nicht entsagen, wenn du immer ein Herz fändest für dein Herz; und wenn es dir nicht gienge, wie einer Dame, die mir erzählet hat, es sey ihr in ihrem sechsten Jahre von ihrem Vormunde eine vortrefliche Puppe geschenkt worden; der Vormund wollte die Würkung seines Geschenkes bey dem Kinde sehen; als er eben hinkam, hatte sie die Puppe ins Feuer geschmissen. Kind, warum thust du das, fragte der Vormund? Das Kind erwiederte weinend: ich sagte der Puppe, daß ich sie lieb habe, und sie antwortete mir nicht.

Aus solchen und vielen andern Ursachen ist oder scheint man zuweilen ungesellig; aber man müßte wild seyn, um gänzlich menschenscheu zu seyn.

Hang zur Geselligkeit ist ein Grundtrieb der Seele, so gerne sich auch wohl seine Richtung verändert. Eine vornehme Dame sagte: in meinem unverheyratheten Stande dachte ich immer: ach hätte ich nur einen Mann, ich wollte mit ihm in einem Mausloch leben; aber wie bald vergieng mir dieser Rausch! Diese gute Dame fühlte in ihrem jungfräulichen Stande blos den Trieb zur Vereinigung mit einem männlichen Wesen; und kaum war dieser Trieb durch ihre Vermählung befriedigt, so mußte sie schon gähnen, wenn sie zu seufzen glaubte, und die Trübsalen der Langenweile verfolgten sie bis in ihr Mausloch.

Triebe, die man äussert, und Triebe, die man verheelet, unsere natürlichsten und unläugbarsten Bedürfnisse, rufen allerwärts zur Mit-

theil-

theilsamkeit. Wir besehen doch alle insgesamt einen Menschen, der uns nahe kömmt, ob er nicht etwa eine Ecke habe, in die es möglich sey, uns einzuhaken. Wie emsig suchen wir ein liebendes Geschöpf, dem wir immer näher und näher kommen können, das uns wenigstens gefälliger anhöre, als andere, das uns doch auch in manchem besser verstehe, das doch etwas mehr als das blos Alltägliche auf uns würke, und auf das wir auch mehr würken. Nicht immer lassen die Umstände uns ganz nach unserm Geschmack, ganz nach allen Bedürfnissen unsers Geistes und unsers Herzens wählen. Aber Drang zur Mittheilsamkeit und Langeweile räumen alle Bedenklichkeiten weg; und manche Landdame denkt dann vielleicht in der Verzweiflung, wie eine Köchin in Hannover, der man einige Erinnerungen gegen die heillose Menge ihrer Bräutigame machte, und die darauf sehr treffend erwiederte: ein Mädchen muß einen Freund haben, und wenn es auch ein Zaunpfahl wäre.

Manche gute Seele mag nicht gehen, wenn niemand ihren Gang hört; aber wenn du gern ihre Schritte belauschest, wenn du ihrem Lebensgange folgest, so umarmt sie dich mit Liebe und Wohlthun. Welches gute Herz thut nicht alles um Liebe? Unser Daseyn wollen wir nicht nur in uns selbst fühlen, sondern auch in einem Gegenstand ausser uns. Hienge darum an einem weiblichen Herzen kein ander Herz, und näherte sich dann demselben etwa eine männliche Seele, und sie giengen zusammen einsam, ohne sich doch nahe zu seyn, und niemand belauschte sie, und alles wäre still in der ganzen Natur umher, wie leicht entstünde dann auch in dieser weiblichen Seele der Wunsch: ach wenn du doch in deinem Herzen einen Gedanken hättest, den du niemand in der Welt mittheilen möchtest, als mir!

Keime der Liebe entstehen zuweilen aus Empfindungen einer Seele, die mit ihren Trieben nichts anzufangen weiß, und lebhaft fühlet, daß es nicht gut ist, alleine zu seyn.

Güte, Wohlwollen, Neigung zur Mittheilsamkeit und Liebe, der daher so natürlich entstehende Trieb zu häuslicher oder vertrauter Geselligkeit, dieses beynahe unzerstörbare Verlangen, mit andern Wesen zu leben; Begriffe, Freude, Leid mit einander zu theilen; Herz an Herz zu schmiegen, sich in ihm zu fühlen, es in uns: dies reisset und treib den Menschen aus sich heraus. Hat er auch diese lebhafte Kraft der Seele nicht; ist er wenig oder nichts durch sich selbst; und zieht er andere auch nicht zu sich: so wird er doch durch andere gezogen.

Aber der erkünstelte Geselligkeitstrieb verwischt auch oft alle Fähigkeit zum Selbstumgange. Nur tagelange Entfernung von der Welt scheint dem Menschen alsdann Entfernung von allen Vergnügungen, weil er in sich selbst kein Vergnügen hat und findet. Er sucht seine einzige Hülfe bey der Welt und in einem Kreise von Belustigungen, und jede andere Quelle des Vergnügens wird angeekelt. Um-

gang und Zerstreuung sollen alsdann alles gewähren, was eigener Umgang versagt. Aber dann wird der Geist auch stumpf für jede stille Freude des Lebens, und jeden Reiz der Einsamkeit. Wer also sich selbst nichts geben kann, weil er leider nichts hat, seufzt und gähnt nach Umgang und Geselligkeit.

Alles um uns her begünstigt diesen Trieb. Teutschland, zum Exempel, war vielleicht nie so gesellig, wie izt. Alle Zerstreuungen der grossen Welt werden in allen niedrigen Ständen nachgeäffet. Allgemein wird die Zeit verschwendet. Mancher, der durch sich selbst nichts ist, hängt sich an andere, um nur durch sich selbst nichts thun zu müssen. Alleine stehen ist, wie alleine leben, in Teutschland izt Schande.

Kinder, die kaum gehen können, beugt man schon unter die Etikette des Visitenwesens. Sie müssen sich melden lassen, man läßt sich bey ihnen melden; diese arme kleine Marionettenwelt giebt schon Assembleen und Grandkaffees.

In

In unsern großen Städten lebt man eben so zerstreut, wie in London und Paris; und nach der Rangordnung abwärts, thut es die kleinere Stadt immer der grössern, und die ärmere immer der reichern nach. In ganz kleinen teutschen Nestern, die man gar nicht Städte nennen sollte, hat man nun allenthalben wenigstens eine Assemblee und einen Club. Auf die Assembleen kommen die Damen des Nachmittags um zwey Uhr, trinken dann Kaffee, und erzählen sich bis vier Uhr das Neue der Stadt; und von vier bis acht spielen sie um drey Pfennige.

Die Zigeuner sogar haben in einer grossen und reichen Provinz des nördlichen Teutschlands einen Club. Sie versammeln sich alle Sonnabende auf einer Mühle, rauchen Toback und verzehren da, was sie die Woche hindurch in der Provinz stehlen oder erbetteln. Der hochadeliche Besitzer der Mühle dultet diesen Zigeunerclub. Erstlich aus Politik, damit er

nicht

nicht bestohlen werde; und zweitens aus Neugier, damit er auf diese Weise jede Woche durch seinen Müller alle Neuigkeiten des Landes erfahre.

Vorzüglich unterscheidet sich Teutschland in unserer Zeit durch Verbindungen gesellschaftlicher Art, welche die Menschen noch weit näher und fester zusammenknüpfen. Männerchen kommen dadurch mit Männern, und Leute ohne alle Bedeutung mit Herren von der grösten Bedeutung in Connexion; und von der entferntesten Grenze Teutschlands zur andern geschehen Wunder der Geselligkeit durch Mysterien. Jeder Eingeweihte würket im Stillen, wenn er nicht zu faul ist, für Alle; Hunderttausende stehen unsichtbar für Einen Mann. Wieder in mannichfaltige geheime Orden von anderer Art, und ebenfalls sehr geselligem und freundlichem Zwecke treten izt unsere Jünglinge; in welchen abermals, an seinem Orte wenigstens, Einer alles für Alle ist, und alle Alles für Einen.

Grosse

Grosse Kräfte entstehen aus diesen Verbindungen. Alle wirken grössere Geselligkeit; alle vereinigen grosse Würksamkeit zu einem Zweck. Aber alle diese Beweggründe zur äussersten Thätigkeit im geselligen Leben, der lauteste Ruf zur Tugend auf gewöhnlichen und ungewöhnlichen Wegen, die Einprägung jeder bürgerlichen und geselligen Pflicht durch Gesetze, Moral, mysteriöse Weisheit, Religion, Alles, was den Menschen über den Menschen erheben soll; dies alles würket noch nicht genug, wenn man nur immer Blumen auf seinen Wegen antreffen, und immer erndten will, ehe man gesäet hat. Immer verfällt der Mensch in leere Luft, oder auf Flitterstaat und Nebendinge, immer will er, was der Gesezgeber nicht wollte, und so scheitern die grösten Absichten aller Menschenführer.

Ach, man dreschet überall und in allen Dingen viel leeres Stroh. Alles, was wir treiben und thun, unser Sitzen und Lauffen, Würken und Unterhandeln, hat doch oft am Ende keine an-

dere

dere Triebfeder, als die Furcht vor Langerweile!

Langeweile ist eine Pest, der man in Gesellschaft zu entgehen sucht; und die manchen Unglücklichen nirgends schneller befällt, als in Gesellschaft. Sie ist ein Versinken der Seele in Leerheit, eine Vernichtung aller unserer Würksamkeit und aller unserer Kraft, eine allmächtige Schwerigkeit, Trägheit, Müdigkeit, Schläfrigkeit, und Unlust; und, welches das schlimmste von allem ist, eine oft mit der größten Höflichkeit an uns ausgeübte Meuchelmörderey unsers Verstandes und jeder angenehmen Empfindung. Alles Hervorstreben in irgend einem Menschen, das ganze Triebwerk seines Geistes und seines Herzens, wird durch Langeweile, die er hat, oder die man ihm macht, zerdrückt und gehemmt. Durch Langeweile verstummt und vergeht man in bunter Reihe, an der prächtigsten Tafel; und indem man ohnmächtig seine Ohren nach allem hinstreckt und allem preis

giebt,

giebt, was man hört, kömmt man eben dadurch selbst um alle Gedanken.

Langeweile hat man, sobald als man sich gezwungen sieht, lange an einem Ort zu sitzen, wo von nichts gesprochen wird, als von Dingen, die gar nicht werth sind, daß man sie wisse; oder sobald uns selbst jemand auf dem Halse sizt, mit dem wir von nichts sprechen können, als von Dingen, die uns gar nicht intereßiren. Der schwazselige Langeweilemacher glüht von Vergnügen, indem er eine ganze Gesellschaft um sich her durch Langeweile foltert. Er ist unaussprechlich glücklich bey dieser Ergiessung, weil er gar nicht weiß und fühlt, daß er jeden Menschen in Langeweile ersäuft, mit dem er sich auf ein paar Stunden nach Herzenslust unterhält.

Gnädige Damen, die immer schnaken, und immer in Wonne schwimmen, indem man, mit ihrem gnädigen Wohlnehmen, zerbersten möchte bey ihrem Schnak; jedes andere plauderhafte Geschöpf;

schöpf; jedes Geschäfte, jedes Buch, jede Rede, wobey die Seele ohne Interesse und Thätigkeit bleibt, ist langweilig. Der Bediente des grossen Leibniz behauptete durch ganz Hannover, sein Herr schreibe des Sonntags in der Kirche immer die Predigt nach. Aber wahrscheinlich schrieb Leibniz in der Kirche nur auf, was ihm aus den unermeßlichen Vorrath seiner Ideen etwa einfiel, wenn Er, mit Erlaubniß zu sagen, da ab und zu ein wenig Langeweile hatte.

Langeweile ist eine Hauptursache des Triebes zur Geselligkeit; denn alle Menschen sind ihr unterworfen, wie dem Schnupfen und dem Husten.

Langeweile und Ekel vor sich selbst treibt die meisten in Gesellschaft, und einige treibt Ekel vor Gesellschaft in die Einsamkeit. Ein müssiger Kopf hat am meisten Langeweile im Umgange mit sich selbst, einen thätigen Kopf foltert Langeweile in jeder Stunde und in jedem Augenblick, da man ihm seine Thätigkeit hemmt. Jener, der mit sich

selbst

selbst nie zu leben weiß, sucht darum sein Vergnügen immer ausser sich; und dieser suchet gerne sein Vergnügen in sich selbst, wenn er es im Umgang oft gesucht hat, und nicht fand.

Leere Köpfe haben Langeweile aus Eckel gegen alles, was verständige Köpfe interessirt; aber zu ihrem Glücke führen in grossen Gesellschaften leere Köpfe fast immer das grosse Wort.

Verständige Köpfe haben in grosser Gesellschaft Langeweile aus Eckel vor allem, was leere Köpfe ausgiessen; überhaupt aus Eckel vor allem, was lang und leer, und auf keine Weise wissenswerth ist, nicht interessirt, nichts zu denken giebt, nicht rührt, nicht gefällt. Leere Köpfe laben sich an Leerheit; verständigen Köpfen vergeht Sehen und Hören, Geist und Leben bey unaufhaltsamen männlichen und weiblichen Schnickschnack. Ein guter und heiterer Kopf ist gesellig, weil er sehr leicht Herr wird über jeden Schwätzer; ein guter und trübseliger Kopf ist ungesellig, weil er wohl weiß, daß er vor jedem unklugen Schwätzer die Segel streichen muß.

Kleine Geister haben in so fern nie Langeweile, weil sie allenthalben Menschen ihres gleichen finden; Geister, die an Wenigem kleben, mit erbärmlich dünner Kost sich behelfen, und also auf der Stelle mit ihnen einhacken. Sehr richtig sagte darum ein vornehmer teutscher Dummkopf, indem er sich dabey mächtig in die Brust warf: ein Cavalier wie ich, findet allenthalben einen Cavalier, der ihn präsentirt.

Von Langerweile gedrückt, will der Mensch also natürlicher Weise seinen Geist in diesem Stande der Unwirksamkeit entreissen. Entweder müssen die Sinne bewegt seyn, oder der Verstand; entweder Körper, oder Seele.

Fühlen ist viel leichter als denken, nehmen leichter als geben, und wer nicht zuvorkommend ist, gestattet doch wohl, daß man ihm zuvorkömmt. Man stürzt darum von allen Seiten so gerne dahin, wo die meiste Bewegung ist und seyn soll, wo man Ermunterung, neues Leben und rauschende Frölichkeit erwartet. In Schaaren drän-

get

get man sich auf Assembleen, Bälle, Redouten, unter Haufen von Lichtern und Diamanten, und unter unabsehbare Reihen schnell athmender Damen. Man erschüttert durch wohllüstige Tänze bey sich selbst und bey diesen Damen die geheimsten Faden der Empfindung. Alle diese Gesellschaftlichen Freuden verschaffet man sich mit Gemächlichkeit; die Freuden der Einsamkeit findet man gar zu oft, nicht ohne Anstrengung.

Vergnügungen des Verstandes flieht man aus Geistesimpotenz. Darum hohnlächelt man über alles wahrhaftig Schöne und Grosse. Darum nennen alle unsere Herren und Damen vom teutschen bon ton alles, was aus den besten Federn Teutschlands fließt, dummes Zeug.

Solchen ungesalznen und phlegmatischen Geschöpfen mißfällt das Beste in jeder Art, weil sie, wie ein Engländer vortreflich gesagt hat, weder Organen noch Willen haben, es zu fühlen, aus Geistesleerheit Zeitvertreib allenthalben suchen, und ihn doch aus Geistesstumpfheit

nirgends finden. Reißt aber auch ein nicht zu unterdrückendes Gefühl sie aus ihrer abgeschmackten Gleichgültigkeit und ihrem spöttischen Kaltsinn, so denken sie doch wenigstens, man unterscheide sich vom Pöbel, wenn man nur alle natürliche Aeusserungen von Wohlgefallen, Freude oder Bewunderung ersticket, und sich bey allen Gelegenheiten anstellt, als wenn man gar nichts fühlte.

Aus Geistesimpotenz also flieht man die Vergnügungen des Verstandes, und aus Trägheit findet man sie nur langsam. Darum sucht man sie lieber nicht. Der Trieb zur Einsamkeit kann daher nicht so allgemein seyn, als der Trieb zur Geselligkeit, weil es weit schwerer ist, den Verstand zu unterhalten, als die Sinne. Darum suchet der Mensch die Vergnügungen, die ihm am nächsten liegen, für die er das meiste Gefühl hat, die das Leere in seiner Seele am geschwindesten ausfüllen, und die Vorstellungen am meisten rege machen, mit denen er sich am liebsten beschäftigt.

Gute Köpfe wissen sich in jeder Gesellschaft zu behelfen, so lange sie heiter, jung und gesund sind. Gute und etwas trübsinnige Köpfe sind schon eckel, und darum schwerer zu befriedigen. Aber stark, laut und grob müssen die Eindrücke äusserlicher Dinge seyn, um gemeinen Köpfen Vergnügen zu verschaffen.

Schmähsucht, Tobak, Narrenspossen, Wein, Zoten und Unzucht sind die Bande ihrer Geselligkeit. Die lässigen, schwerfälligen und doch sehr wollüstigen Siberier kommen blos durch Unzucht in Bewegung, weil Männer und Weiber so tief versunken sind in geistloser Trägheit, daß nichts edleres ihnen die Langeweile vertreibt.

Mancher Weltling und manche schöne Dame würden auch in der angenehmsten Stadt vergehen, wenn sie nicht wüßten, wo es heute was zu thun giebt; das ist, wo man frühstückt, speiset, spielt und den Tag ausathmet. Sie finden da zwölf Stunden hindurch alles, was sie brauchen und verlangen; und in den übrigen zwölf Stun-

den vergißt der Cavalier in den Armen der Dirne die Dame, und diese bey jedem kerngesunden Manne den Gecken.

So schwärmt und wirbelt man Tag für Tag und Jahr für Jahr in rauschender Lustbarkeit durch das Leben; oder man rennt von Gedanken zu Gedanken, von Projekt zu Projekte, immer zu allem entschlossen, immer bereit, heute wieder etwas zu unternehmen, um es Morgen zu vergessen.

Lässige Menschen, so gesellig sie auch seyn mögen, streben nach Vergnügen, und finden es nie. Allenthalben ist ihnen der Kopf roth und die Brust beklommen. Immer haben sie Langeweile, und immer geben sie Langeweile. Sie scheinen beschäftigt, und verrichten nichts. Sie laufen immer, und bleiben immer auf dem gleichen Fleck. Sie jammern über die Kürze des Lebens, sehen, wie sich ihre Papiere häufen, seufzen Tag und Nacht über ihre Menge, und vergessen, daß der Tisch nur durch Arbeit leer wird. Sie erschrek-

ken bey dem Ablauf jedes Jahres, und denken jeden Morgen, wie werde ich doch mit diesem Tage fertig? Im Sommer wünschen sie den Winter, im Winter den Sommer, des Morgens den Abend, des Abends den Morgen, und hassen ihn, so bald er kömmt. Solche Unglückliche haben einen zu kleinen Vorrath von Jedeen und eine grosse Mattherzigkeit im Denken; und doch sind sie für jeden Ort, wo etwas zu hören und zu plaudern ist, immer in Stiefeln und Sporen.

Aber nicht immer verfehlet man in Gesellschaft seinen Zweck. Umgang und Geselligkeit sind wahre und wünschenswerthe Erholung nach Arbeit und Sorge; und geben, durch das Nachlassen von der Anstrengung, Kräfte zu neuer Anstrengung. Weltumgang ist von unaussprechlichen Nutzen zur Bildung junger Leute, und für jedes Alter die beste Schule der Menschenkenntniß und der Menschenliebe, des Nachgebens und der Bescheidenheit. Für Fürsten und Grosse und alle Personen von Stande ist ausgebreiteter Weltumgang eine Schule der Menschlichkeit, der Weisheit, und der

Kenntniß ihrer selbst. Leute von geringer Herkunft sogar erwerben sich durch feine Lebensart und den wahren guten Ton der Welt gewiß mehr Glück und Beyfall bey Fürsten und Vornehmen, als durch alle eure unterthänigst abgeschmackte Dienerey.

Weltumgang suchet man auch oft zur Milderung der Sorgen und zur Ableitung nagender Traurigkeit, oder langsam tödtender Furcht eines bevorstehenden Unglücks. Ach, nur selten wird Einsamkeit für den Elenden tröstend, dessen einzige Freude im Grabe liegt; der den geliebten Schatten immer sieht, und ihn immer rufet; der alles Erdenglück hingebe für einen Laut der Stimme, die er nie mehr höret; dem alle Kraft seiner Seele in Thränen ausfließt; der nichts mehr kennet und nichts mehr empfindet, als Schmerz und Verzweifelung.

Einkehr in sich selbst fürchten dann auch alle, deren Inwendiges gar keine Untersuchung leidet. Wie vielen schauert die Haut bey jeder Gewis-

sens-

sensfrage; wie groß müßte erst ihre Sinnesände-
rung seyn, wenn sie ohne Zerstreuung Ruhe fän-
den, und wenn unausgesezter Weltumgang für sie
nicht das sicherste Mittel wäre gegen jene innere
Sprache, die Einsamen keine Ruhe läßt! Andere
haben die Welt durch falche Tugend bethöret, und
doch ist ihnen nirgends wohl, als in der Welt.
Sie haben wohlbekannte Menschenliebe ausgeübet,
Allmosen gegeben, viele gute Werke gethan. Sie
haben immer in den Staub sich gebogen vor Gros-
sen und Vornehmen; immer alles gelobt, was
angesehene Thoren und Thörinnen denken und
thun; nirgends Fehler bemerket, und nichts Dum-
mes und Böses an keinen Menschen gesehen, als
etwa an dem Rechtschaffenen, der die Stimme
des Volks gegen sich hatte. Sie haben weder
elende Schwänke, noch Vorurtheil, noch Wahn,
noch Irrthum, noch Aberglauben, noch Geistes-
sklaverey an dem Orte wahrgenommen, wo sie le-
ben. Allenthalben sind darum diese hochwerthen
Schafsköpfe willkommen, und allenthalben wirft
man Blumen auf ihre Wege.

Einsamkeit wird endlich, wie die Religion, den Menschen oft so melankolisch dargestellt, daß viele bey guter Laune daran gar nicht denken können. Sie nehmen zu derselben nur in Krankheiten, Widerwärtigkeiten und Gemüthsunruhe ihre Zuflucht, das ist, nur in schweren Stunden, da man am meisten unfähig ist, sie nützlich zu gebrauchen. Aber die Natur der Religion müßte man nicht kennen, und ihre Kraft müßte man nicht empfinden, wenn man nicht auch in jeder frohen Zeit sich gern in ihre Arme würfe; und eben so unerfahren wäre man in allen erhabenen Vergnügungen des Umganges mit sich selbst, eben so unfähig zum Genusse süsser Ruhe und stiller Glückseligkeit, wenn man nicht sähe und fühlte, daß durch wohlbenutzte und zu rechter Zeit gesuchte Einsamkeit das Leben himmelähnlich wird.

Wie unweise würde man darum sich einbilden, derjenige entferne sich schwermüthig von der Welt und verachte alle Vergnügungen, welcher frölichen Genuß des Lebens nicht in wilder Lustig-

keit,

keit, immer nagendem Visitenhunger und täglicher Treibjagd nach jedem langweiligen Zeitverderb suchet; oder er sey vollends nicht bey Sinnen, weil er glücklich und heiter ist, wenn man ihn nur alleine läßt.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Drittes Capitel.

Trieb zur Einsamkeit.

Trieb zur Einsamkeit ist Trieb zur Absonderung von allem, was uns quälet, ärgert und hemmt; Streben nach Ruhe und Selbstgenuß. Euer Weltsinn weiß von diesem Genusse nichts. Wenigstens ist der Trieb zur Einsamkeit nicht sehr gemein, und bezieht sich schon auf einen von Alltagssitte sehr entfernten Hang der Seele. Der Kanzler Bacon findet in diesem Triebe entweder die äusserste Wildheit, oder die äusserste Erhabenheit.

Es ist eine sehr wahre Bemerkung, daß den Faulen nichts in die Einsamkeit treibt, sondern

daß

daß er phlegmatisch darinn hängen bleibt. Also ist allerdings Hang für Einsamkeit nicht immer Trieb, sondern auch wol Lässigkeit, und alsdann nicht Schwung, sondern Fall der Seele; nicht Kraft, sondern Schwäche. Unthätigkeit, Hang zur Bequemlichkeit und Dummheit, sind sehr oft Beweggründe zur Möncherey und zur Geselligkeit. Reue und Schaam begangene Thorheiten, mißlungene Projekte, Krankheit zumal, können den Geist so tief verwunden, daß er sich gerne in der Einsamkeit verblutet, und gerne dem Genusse aller geselligen Freuden entsagt. In allen diesen Fällen ist Neigung zur Einsamkeit für die Seele fast eben das, was Neigung zum Schlafe für den müden Leib; also freylich nicht Schwung der Seele, nicht Triebkraft.

Sattheit führet auch gewiß sehr viele Menschen zur Absonderung von der Welt. Den weinenden Heraclit, dem die Welt Langeweile machte, und der alles dessen müde war, was sie giebt, ergriff Menschenhaß, wie manchen nach ihm. Er wählte sich einen Berg zu seiner Wohnung, und lebte da

von

von Kräutern in der Gesellschaft wilder Thiere, denn alles übrigen war er satt. Auch dieß zeiget mehr Schwäche als Kraft, mehr Lässigkeit als Leidenschaft.

Wer alles genossen hat was die Welt hochschäzet und giebt; wer nach Ruhm und Ehre, nach Macht und Gold und Wohllust strebte, Alles erhielt, was er verlangte, und doch am Ende sagt: Alles ist eitel; wer immer durch Leidenschaft getrieben war, wie sein Roß durch Sporren, und aber itzt keine Leidenschaft mehr hat, die ihn treibt: der ist satt. Er nimmt zwar seine Wohnung nicht unter wilden Thieren, er nähret sich nicht von rohen Kräutern und Wurzeln; aber Einsamkeit ist das letzte, das er versuchet. Ich sah Vornehme und Grosse in diesem Zustande; denn so tief versinkt der gemeine Mann nicht. Ihr Herz pochte nach nichts. Nur das Leben hatten sie noch lieb; alles übrige schäzten sie wenig. Einsamkeit war das Polster, auf welches sie sich hinlegten. Aber Einsamkeit tauget nichts, auch für einen der Welt sat-

ten Fürsten, der seine Heerden nicht schätzet, sein Feld nicht bauet, und seinen Kohl nicht eben so eifrig pflanzet, als er vormals an der Spize einer Armee Unsterblichkeit suchte, oder sie bey schönen Damen vergaß.

Trieb zur Einsamkeit ist also zuerst Trieb zur Absonderung von allem, was wir im Menschengewühle hassen; dann Trieb zur Unabhängigkeit und Ruhe; dann, bey gesundem Geiste Trieb zu allem dem unbeneideten Glücke, das jeder in sich selbst finden kann. Das höchste Glück des Menschen ist Ruhe im Herzen, und die Freyheit, nur das zu thun, was man will und mag. Aber allerdings liebet der eine die Einsamkeit, weil er gerne ungestört ruhet, und der andere, weil er gerne ungestört arbeitet. Beyde suchen jedoch Freyheit; und Freyheitsliebe hat bey Sonderlingen, Hypochondristen, Philosophen und Gelehrten eine mächtige Einwirkung in den Trieb zur Einsamkeit.

Sehnsucht nach Ruhe und Rükkehr in sich selbst entsteht natürlicher Weise, wenn man lange

und

und zumal mit Widerwillen ausser sich gewirket hat. Ohne Unabhängigkeit und Ruhe giebt es keinen wahren Selbstgenuß. Mancher Mensch thut zwar vielleicht am meisten Gutes, wenn er glaubet, er sey eben itzt alles Selbstgenusses beraubt, das ist, wenn er keinen Augenblick vom Morgen bis in die Nacht thun kann, was er thun will. Er wäre ein Unmensch, wenn er sich nicht des Guten freute, das Gott etwa auch zuweilen durch ihn geschehen läßt. Aber die Menschen fodern so vieles, das Gott nicht will; es giebt mitten unter der nüzlichsten Arbeit so vieles Laufen und Thun, das nichts wirket, so viele unnütze Sklavenarbeit, so vieles Warten, so viel Zeitverlust, den mancherley Weltverhältnisse und Pflichten fodern, so viel verabredete und eingebildete Höflichkeit, wozu uns nichts als Pflichtswahn verdammt. Bey solchem Zwange kann nichts Gutes gedeyen. Ein Besuch, blos um Cour zu machen, ist für jeden auch nur ein wenig philosophischen Kopf die traurigste Verrichtung auf Erden. Vielleicht leben die Professoren auf Universitäten

nur darum so gesund und so lange, weil sie keinem Menschen die Cour machen müssen, und ruhig und nüzlich ihren Weg fortgehen können, ohne daß schaler Zwangsumgang und gedankenlose Courmacherey das Triebwerk ihres Geistes hemmt und lähmt.

Ruhe und Freyheit, die man in der Einsamkeit suchet, ist Flucht vor allem, was den Geist vernichtet. Wie herzlich wohl muß man darum jedem ins Weite sehenden und mit Geschmack und Kenntniß auch auf einem ausgebreiteten Felde sich übenden Geschäftsmanne seyn, wenn der handwerksmäßige Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und er itzt mit befriedigtem Diensteifer seinen Aktenkasten zuschließt; denn Himmelsfreude quillt nur unter dürrer Arbeit, dessen Kopf weiter nichts ist, als ein Aktenkasten.

Abwechslung verlanget sogar derjenige, der wie sein Corpus Juris nichts ist, als ein Corpus ohne Seele. Er spielt. Denn auch dieß giebt neue Kraft, um nur immer seinen Mühlenstein

in

in gleichem Kreise wieder herumzutreiben, und dabey immer zu posaunen: so und nicht anders muß es seyn, so ists hergebracht, und so bleibts.

Abwechslung ist ein Bedürfniß bey allen Geschäften, allen Vergnügungen und jeder Freude des Lebens. Alles Angenehme höret durch allzulangen Genuß auf, angenehm zu seyn. Wir ermatten zulezt bey jeder Leidenschaft. Sind wir der Einsamkeit müde, so erholen wir uns im Umgang. Sind wir der Welt müde, so macht uns nichts mehr glücklich als Einsamkeit. Pascal war äusserst geschäftig, und nennt doch den Trieb zur Ruhe einen Ueberbleisel der ursprünglichen Erhabenheit des Menschen, und sagt, unser wahres Glück bestehe in Ruhe.

Ruhe ist der Wunsch des Weisen unter Pflichtszwang und Dienstbarkeit, und mitten im größten Weltgetümmel. Im kleinsten (*) und im größten Wir-

(*) Kaiser Joseph fragte vor einigen Jahren in Böhmen unsern berühmten hannöverischen Fußgänger,

Wirkungskreise der Seele denkt sich der Mensch doch immer Ruhe als sein leztes Glück. Pyrrhus hielt Ruhe für das lezte Ziel seiner Kriege. Wie sehr muß der König von Preussen im Wunderlaufe seiner unsterblichen Thaten Ruhe auch seiner Wünsche würdig gefunden haben, da Er einst als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht rührend und groß ausrief: quand finiront mes tourments! Wie den Herkules in den Werken der alten Künste, einsam, in sich selbst und in seine Gröse eingehüllet, und doch voll innerer, fürchterlicher Thätigkeit und Kraft, sieht man Ihn itzt in Sanssouci ruhen.

Miethlinge, die unter ihrem Schweiße erliegen, Minister, die Völker glücklich machen möchten,

und

den Baron von Grothaus, wohin er noch gehen wolle? Grothaus nannte hundert Länder. Und dann weiter, fragte der Kaiser? Grothaus sagte, dann gehe ich ins Hannöverische zurück, und pflanze braunen Kohl. Ach so gehen Sie doch gleich ins Hannöverische zurück, erwiederte der Kaiser eben so liebreich als Weise, und pflanzen braunen Kohl.

und nicht können, fühlen dieselbe Sehnsucht nach dem Ende des langen Tages, dieselbe Begierde nach Ruhe. Mit solcher Hoffnung sieht der Schiffer im Ocean über Wellen und Stürme hinweg, und alles gegenwärtige Leid wird ihm versüsset durch Aussichten in stille Freuden. Monarchen werden des Thrones und der Eitelkeit müde, die Grossen der Welt ihrer Bürde, und Höflinge ihrer glänzenden Knechtschaft. Alle entziehen sich gerne, wenn sie können, dem rastlosen Getümmel, und suchen Ruhe in Einsamkeit.

Als Publius Scipio in Rom die größten Aemter bekleidete, floh Er oft aus der Welt, die ihn umgab, in die Einsamkeit, wie in einen Hafen. Bücher schrieb er nicht, wie Cicero, aber er wog Roms Schicksale im Stillen, und sagte: ich bin niemals weniger alleine, als wenn ich alleine bin. Darum verbannte er sich, nachdem er durch seine Thaten die erste Stufe menschlicher Hoheit erreicht hatte, freywillig von Rom mitten in einen Wald, auf sein Landhaus bey Liternum, und schlos sein glorreiches Leben in stiller Gröse.

Cicero, auf den sonst aller Augen gerichtet waren, da Er noch die Herzen der Römer regierte, verließ, als die Republik verlosch, die Stadt und den Anblick so vieler Verbrecher, und lebte alleine. Rom hatte für ihn die Reize nicht mehr, die er in seinem schattigten Tusculum fand; und Horaz vergaß die stolze Kaiserstadt und die Ergötzungen des ersten Hofes der Welt in seinem öden Tibur.

Wenige Monarchen schlossen ruhiger ihr Leben als Kaiser Diocletian jener berüchtigte Verfolger der Christen; übrigens ein grosser und weiser Regent. Fünf und zwanzig Jahre hatte er auf dem Throne gesessen, als er sich entschlos, denselben zu verlassen. Bücher konnten ihn nicht zum Philosophen machen, denn er hatte keine gelesen; aber er war der erste aller römischen Kaiser, der sich groß genug fühlte den kaiserlichen Purpur abzulegen (*). Seine Regierung war ununterbrochen glück-

(*) Solus omnium, sagt ein römischer Geschichtschreiber von ihm, post conditum Romanum Imperium, qui ex tanto fastigio sponte ad privatae vitae statum civilitatemque remearet.

glücklich; alle seine Feinde überwunden; alle seine Absichten erreicht; er war nur neun und funfzig Jahre alt, aber kränklich. Dieß machte ihm die Erfüllung seiner Pflichten schwer, und brachte ihn auf den Entschluß, den Ueberrest seiner Tage in geehrter Ruhe zuzubringen, seinen Ruhm nicht mehr dem Glücke zu überlassen, und jüngern und thätigern Gehülfen sein Reich. In einer weiten Ebene bey Nicomedien sezte er sich auf einen hohen Thron, und eröfnete in einer Rede voll Vernunft und Würde seinen Entschluß dem Volke und der Armee; und sobald er den Purpur abgegeben hatte, entwich er der ihn anstaunenden Menge in einem bedeckten Wagen, in dem er durch die Stadt Nicomedien fuhr, und begab sich dann gleich von da nach seiner längst gewählten Einsamkeit zu Salona in Dalmatien. Diocletian, der von unedler Herkunft sich bis zur Kaiserwürde geschwungen, lebte zu Salona noch neun Jahre, nachdem er aus Vernunft den Thron verlassen, und, wie es scheint, mit Vergnügen. Er genoß eine lange Zeit die Hochachtung der Nachfolger

seiner Herrschaft über die Welt. Wissenschaften konnten ihm seine Einsamkeit nicht versüssen; aber er hatte Geschmack für die natürlichsten und unschuldigsten Vergnügungen des Lebens. Er baute sich einen Pallast von einer Pracht und einer Grösse, über dessen Ruinen man in unsern Tagen noch erstaunt. Er pflanzte, und legte Gärten an. Berühmt und treflich ist die Antwort, die er seinem ehemaligen Mitregenten Maximian, der das Reich mit ihm verlassen mußte, und der ihn noch immer antrieb, den Purpur wieder umzulegen, mit lächelndem Mitleiden und der größten Gemüthsruhe gab: wenn ich dir, sagte Diocletian, allen Kohl zeigen könnte, den ich in Salona mit eigener Hand gepflanzt habe, so würdest du gewiß mich nicht länger nöthigen, solches Glück für einen Thron hinzugeben.

Zenobia, jene berühmte Königin von Palmyra, die undankbare Schülerin und Freundin des erhabenen Longinus, die den Homer und den Plato las, die an Schönheit den berühmtesten

Weibern gleich kam, und sie an Keuschheit und Heldenmuth im Kriege übertraf, die sich furchtbar machte in Arabien und Armenien und Persien, die sogar römische Heere geschlagen hatte, ward endlich vom Kaiser Aurelian geschlagen und gefangen. Ihr Muth verließ sie, und sie verließ ihre Freunde. Aber der Kaiser schenkte ihr ein schönes Landhaus in dem berühmten Tibur, oder Tivoli; und sie trug da ihr Unglück mit Würde, und wußte sich über den Verlust eines Thrones durch die stillen Freuden der Einsamkeit zu trösten, und über ihre verschwundene Grösse durch Philosophie.

In dem einsamen und demüthigen Kloster des heiligen Justus in Spanien begrub Kaiser Carl der fünfte seinen Ehrgeiz und jene grenzenlosen Projekte, durch die er ein halbes Jahrhundert hindurch Europa in Bewegung gesezt, und alle Völker nach einander mit dem Schrecken seiner Waffen erfüllet hatte, und mit der Furcht seines Joches.

Kjen Long, der iztregierende Kaiser in China, ein wahrer Vater seines Volkes *), verbindet mit den

(*) Der vortrefliche Charakter des Kaisers Kjen Long zeigt sich in dem eigenhändigen Briefe, den er an den Unterkönig der Landschaft von Fou Kim geschrieben, wovon folgendes ein Auszug ist.

„Das Unglück, daß meine Insel Ray Onan „(Formosa) den 22. May 1782. betroffen, ist mir „zu Ohren gekommen, Ich befehle euch also, daß „ihr euch aufs genaueste nach dem Schaden, den „die übrig gebliebenen Einwohner der unglücklichen „Insel erlitten, erkundiget, und mir solches geschwind „meldet, damit ich schleunige Hilfe leisten könne. „Die durchs Wasser verwüstete Häuser und Gebäude „sollen auf meine alleinige Kosten wieder aufgebauet, und die beschädigten ausgebessert werden. „Den unglücklichen Menschen sollt ihr alle erforderliche Lebensmittel auf Kosten meines Beutels „reichen. Diese meine Hülfe sollt ihr allen ohne „Ausnahme angedeihen lassen. Schmerzen würde „es mich, wenn ein Einziger vergessen wäre. Sie „sollen

den erhabensten Eigenschaften eine grosse Neigung zur Einsamkeit und Ruhe. Er hat eine grosse Menge Bůcher geschrieben; wie man sagt, gegen acht und dreißig. Ein Kaiser hat zwar nöthigere Dinge zu thun, als Bůcher zu schreiben; aber in einem Gedicht über eine Reise, die er zu den Gräbern seiner Vorfahren gemacht, um sich daselbst zu seiner eigenen Bildung an ihre Tugenden, Verdienste und Regierungskunst zu erinnern, klagt Kjen Long über sein Unvermögen, seine Unterthanen so glücklich zu machen, als er wohl

 möchte.

„sollen wissen, daß mein Auge auf sie alle sieht, und
„daß ich sie alle zärtlich liebe. Sagen sollt ihrs
„ihnen, daß ihnen von mir geholfen wird, ihrem
„Fürsten und Vater. Auch sollt ihr so viel Kriegs-
„schiffe und Magazine, als der allgewaltige Arm
„durch Sturm und Wogen mitgenommen, aus
„dem Schaze des Staats wieder bauen lassen.
„Drücket keinen, ich verbiete euchs, und meldet mir,
„wie ihr meinen Willen befolgt habt.„

möchte. Er bittet seine Räthe, ihm zu Hilfe zu kommen, und wünscht, jene glänzenden Beyspiele immer vor Augen zu behalten. In einem kurzen Gedichte über den Thee, das auf einigen Theetassen steht, die von ihm nach Paris geschickt sind, und das er verfertigte, als er ausser der grossen Mauer bey den Tartaren auf der Jagd war, sagt Er: könnte ich doch wie ein Weltweiser des Alterthums von der Frucht einer Art von Tannen leben, um mit Musse und Bequemlichkeit mit mir selbst umzugehen, und weiter nichts zu verlangen.

Alle diese Beyspiele und Thatsachen zeigen überhaupt, daß Begierde nach Unabhängigkeit und Ruhe äusserst natürliche Gefühle sind; daß man auch wohl Kronen hingiebt, oder gern hingäbe, für Ruhe; und daß man in wohlbenuzter Einsamkeit sehr leicht allem entsagt, was die Welt hochschäzt und liebt.

Aber die Begierde, sich von den Menschen zu entfernen, hat noch sehr viele besondere und

eine

eine sorgfältige Untersuchung fodernde Richtungen, Beweggründe und Quellen. Man sondert sich ab von den Menschen aus Hypochondrie; aus Widerwillen gegen ihre schiefen und falschen Urtheile, gegen ihre Schmähsucht und ihre Wahrheitsscheu; aus Menschenhaß und Menschenfeindschaft; dann aus Verlangen nach dem ausgesuchtesten Umgange der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten; aus Liebe zu den Wissenschaften, zur Freyheit und zur Ruhe; und endlich aus Religion und Schwärmerey.

Der Zustand, in welchen die Seele durch Hypochondrie versinkt, ist eine unerschöpfliche Quelle von Unlust, die man nicht gern mittheilt, und noch am liebsten für sich behält. Das daher entstehende innige Gefühl, daß man für andere nicht ist, was man seyn sollte, und sonst war, aber izt nicht mehr seyn kann, dies macht so oft, daß der Mensch die Menschen flieht.

Ein Hypochondrist verachtet niemand so sehr, wie sich selbst; und doch, wenn man ihn an eine prunkvolle Tafel und in eine glänzende Gesellschaft bittet, so kommt ihm das eben so vor, als wenn ihm einer sehr höflich sagen liesse: erlauben sie, daß ich morgen Mittag die Ehre habe, ihnen in meinem Hause die Kehle abzuschneiden; oder ihnen, mit ihrem gütigen Wohlnehmen, wenigstens die Zunge aus dem Halse zu reissen. Er fühlt es und weiß es daß er unfähig ist, irgend einem Menschen Vergnügen zu machen, oder auch irgend ein gesellschaftliches Vergnügen zu geniessen.

Gefoltert unter einem immerwährenden Druk, voll schmerzhafter und ängstlicher Empfindungen, kann ein Hypochondrist wahrlich nicht fröhlich seyn mit den Fröhlichen, noch mit Zuversicht sich zeigen im Hause der Freude. Er hat allenthalben, wo er nicht gern ist, ein Bret vor dem Kopf. Jede kleine und jede grosse Freude des Lebens ist ihm vergiftet, alle Kraft des Geistes

ist in ihm vernichtet, wenn man ihn mit unkluger Zudringlichkeit, und auswendig gelernter frostiger Höflichkeit, in Gesellschaft zu gehen zwingt. Mit der unzerstörbaren Ueberzeugung, ich passe zu keinem Menschen, und wenige Menschen passen zu mir, ich habe weder Verstand noch Wissenschaft, noch irgend eine Fähigkeit, etwas Gutes zu thun, oder zu sagen; mit dem so oft unwiderleglichen Gedanken, kein Mensch versteht mich, weil kein Mensch weiß, wie mir ist; mit allen diesen Empfindungen und Gefühlen, die unaussprechlich unglücklich machen, wenn sie auch nur an dem subtilsten Faden der Einbildung hängen; mit dieser schrecklichen Krankheit der Imagination, die man gewöhnlich über alle Begriffe dumm beurtheilt, verachtet und verlacht, weil man nicht weiß, welcher Schmerz und welches Leiden und welche körperliche Quaal im Grunde solcher Einbildungen liegen; mit diesem Dorn im Herzen, hat man an jedem Orte, wo man viele Menschen versammelt sieht, in der besten Gesellschaft, an jeder Tafel, wo Glanz und Ceremonie,

Ueber-

Ueberfluß, Wiz und Aberwiz herrschen, das Gefühl, als stünde man am Pranger.

Solches Leiden der Seele erregt also bey jeden Menschen dieser Art den Trieb, alleine zu seyn, und sich vor den Menschen zu verbergen. Da findet er zwar nicht immer Ruhe. Aber er kann sich doch sagen: hier bin ich unabhängig und frey, hier kann ich thun und lassen, was ich will, hier quält mich niemand aus Höflichkeit, hier foltert mich kein Schwätzer, hier ärget mich kein Bösewicht. Immer und gerne ist er darum einsam und alleine, so lang er niemand hat, dem er sagen darf, was er fühlt; niemand, der diese Gefühle versteht; niemand, der sie mit Sanftheit, Freundlichkeit, Liebe, Weisheit und guter Laune duldet und trägt.

Man sondert sich ab von den Menschen aus Widerwillen gegen ihre schiefen und falschen Urtheile. Unlust treibt eben so oft aus Gesellschaft weg, als Ueberzeugung, man werde in der Ein-

samkeit bessere Nahrung für seinen Geist finden, und grössere Ruhe für sein Herz.

Wer unabhängig seyn will von allen Vorurtheilen und Meinungen der Menschen; wer seine Sinnesart nicht richtet nach jedem Winde, der eben durch die Stadt bläst; wer zu frey denkt, um sich von andern leiten zu lassen, und zu vernünftig, um andere leiten zu wollen; wer gern mit seinem Jahrhundert lebt, und sich der grossen Fortschritte desselben in allen Theilen menschlicher Erkenntniße und Kräfte freut, zieht sich darum zurück von Menschen, die alles Grosse und Gute misverstehen, liest in der Stille, urtheilt in Gesellschaft über nichts, und nährt in seinem Herzen den Trieb zur Einsamkeit bey jedem Hinblick auf Volkswahn und Geistessklaverey, und auf Leute, deren Seelen, wie Shakespear sagt, immer auf der Heerstrasse lauffen.

Aufklärung äussert sich wahrlich nicht dadurch, daß die meisten Menschen in einer Stadt über

jede

jede Sache immer einer Meinung sind, sondern dadurch, daß jeder frey für sich denkt, was er will. Sind aber immer alle in allem einstimmig, und denkt keiner für sich, so herrscht leicht an einem solchen Orte epidemischer Unsinn in Lob und Tadel.

Trieb zur Einsamkeit kann daher leicht da entstehen, wo vorgefaßte Meinungen immer in allem Urtheil und Recht sprechen; wo unter dem grossen Haufen immer nur ein Ton herrscht, und offenbar nie der beste; wo Leidenschaft jedem Irrthum Flügel giebt, jedem Vorurtheil allmächtigen Einfluß, unbezwingbares Ansehen, und fürchterliche Gewalt; wo aller dieser Unfug nur von wenigen herkommt; und wo man darum gerne jeden flieht, der die allgemeine Meinung führt, und jeden, der von der allgemeinen Meinung geführt ist.

Man kan doch nicht immer glauben, was jeder glaubt; man ist vielleicht anders erzogen,

unter-

unterrichtet und gewöhnt, und so fühlt man leicht in Gesellschaften eine Art von Unbehaglichkeit, wo über Litteratur und Geschmack nichts als Vorurtheil überall und in allem regiert; wo der grosse Haufen immer regiert ist, und wo man wegen des armseligen Stolzes und der erstaunenden Unbedeutsamkeit dieser Geschmacksführer und Volkslehrer alles, was nicht in dem Gesichtskreise von jedem Alltagskopf liegt, alles, was von der kalten wässerichten Fläche des Lebens abweicht, jedes nicht ganz frostige Verdienst, alles zu sehr hervorstechende Gute, daß man irgend von einem Menschen sagt, oder das irgend ein Mensch thut, immer öffentlich rädert und viertheilt.

Unter solches Sklavenjoch beugt sich kein freyer Kopf; nie beugt er sich unter Witzlinge, die in ihrem elenden Richterstuhle gegen alles, was nicht mit ihnen an einem Seil zieht, gegen alle ihre Zeitgenossen von einiger Bedeutung, und dann gegen alles, was sich erhebt, gegen Schriftsteller, Philosophen, Gesetzgeber, Heerführer, Fürsten

und Könige, ihr Richtscheid in die Hand nehmen, und dick und dünn, allen Unrath des Neides und der Scheelsucht herausgurgeln.

Wer flieht nicht gern die Oerter, wo diese kleinen tonangebenden Herren alles, was zu viel Verstand, zu viel Geist, den allerbescheidensten Anstrich von edler Kühnheit und freyer Denkart hat, persifliren und schmähen, schänden und stürzen; und wo hingegen ein ewiges Lobgekreische für Gecken und Schurken und die elendesten Schriftchen hallet?

Wer flieht nicht gern die Oerter, wo diese Geschmacksführer und diese bey der Nase Geführten gegen Alles, was nicht alltäglich ist, gegen Alles, was Aufsehen macht, gleich in Wuth kommen; wo drey oder vier dieser witzigen Köpfe, mit der Tobackspfeiffe im Mund und dem vollen Weinglase in der Hand, alles, was bey ihrer Nation einen guten Namen hat, das Oberste in ihrer Litteratur, in ihrer

Ver-

Verfassung, in den Thaten ihrer Landsleute, immer zu unterst setzen, und das Unterste immer oben; und wo, indeß da die Hälfte dieser Volkslehrer und Geschmacksführer schon unter dem Tische liegt, die andere noch oben schreyt: Witz ist unser Leben, Wahrheit unser Tod! (*)

Trieb zur Einsamkeit wäre daher wohl in solchen Städten zu entschuldigen, wo niemand vom guten Tone ist, als wer alles Gute für dummes Zeug hält; wo man alle Tage mit meinem Freunde Friedrich von Stolberg sagen kann: jedem Wizlinge sey Freundschaft, Liebe, Wahrheit und Natur, Muth, Freyheit, Vaterland, Religion, ein leerer Schall, oder Mißton, wie der Geige Klang dem Hund; wo man in allen Gesellschaften von subalternem Verstand die ersten und vorzüglichsten Schriftsteller des Jahrhunderts behandelt wie Bettelbuben, die keinen guten Lappen am Leib haben; wo Dämchen, die ihr Leben vor

(*) Vivitur ingenio, cætera mortis erunt.

dem Spiegel zubringen, und von nichts mit Kenntnis sprechen, als von Bändern und Flohr, die Nase über alles rümpfen, was Geist und Leben und Erhabenheit hat; wo man nichts für gut gelten läßt, bevor man bey den sogenannten witzigen Köpfen nicht ins Haus gehört hat, um zu erfahren, ob sie es lassen für gut gelten; wo alles, was ihren Stempel und ihr Privilegium nicht hat, durch die ganze Stadt dummes Zeug heißt; wo jede gedruckte Zeile über Volkswahn, oder irgend einen Punkt von Philosophie des Lebens, ein allgemeines Gewitter erregt; wo ein Schriftsteller, der nicht des herrschenden Glaubens ist, für jede gemeinnützige und unläugbare Beobachtung, für jedes liberale Wort, büssen muß, als wenn er gesucht hätte, Schaden im Staat anzurichten, und allgemeines Verderben zu verbreiten; wo also der Geschmack für Aufklärung, Freyheit und Wahrheit niemals sich bildet, als durch den hartnäckigsten Widerstand und die unüberwindlichste Verachtung für Volksgewitter und Volksgeschrey.

Solche

Solche Epidemien entschuldigen in jeder Stadt und in jedem Lande den Trieb zur Einsamkeit, obgleich das hitzigste Abderitenfieber unter einem günstigen Himmel oft so schnell vorübergeht wie ein Theaterblitz.

Schiefheit und Witzwuth, Intoleranz und Neid tobten in allen Zeiten und bey den berühmtesten Völkern am liebsten gegen gute Menschen. David Hume war ein stiller Mann. Er behauptete durch sein ganzes Leben einen unbefleckten Ruhm von Tugend und Würde. Seine Gutmüthigkeit verließ ihn nie, weder in Gesellschaft, noch zu Hause. Sein ganzes Wesen war ruhig, auch zu der Zeit, da der Muthwille seiner gelehrten Widersacher ihn dem gröbsten Spott aussezte. Er las mit der gelassensten Redlichkeit die garstigsten Schandschriften, die gelehrte Schurken gegen ihn schrieben. Sogar die Armen auf seiner Nachbarschaft, die jene Elenden aufgehezt hatten, ihn zu schelten und zu verabscheuen, betrachteten seine Menschenfreundlichkeit und sein Wohl-

thun mit Ehrfurcht und Dank. Sein Betragen bey jeder Gelegenheit war ehrbar und männlich, und das Gegentheil von Prahlerey und Pomp. Er war ganz besonders leutselig und sehr leicht zu sprechen. Weder in seinem Aeussern, noch in seiner Conversation hatte er gar nichts von einem Gelehrten. Alle seine Freundlichkeit war freywillige Ergiessung seines guten Herzens, ohne alle Ceremonie und Schmuck. Hume mißbrauchte, es ist wahr, seine Talente gegen die Religion; aber seine Sitten wären eine Zierde in den Zeiten der ersten und noch unverfälschten Reinheit des Christenthums gewesen. Er hatte die erhabene Kraft der Seele und das ausnehmend gute Herz, wodurch man sich in jedem Lande und in jedem Zeitalter adelt, und den Rang erhält zwischen den größten und besten Menschen. So denkt itzt in England die neidlose Nachwelt von David Hume; aber so dachte sein Zeitalter nicht. Und welchen Trieb zur Einsamkeit und zur Flucht aus der Welt mag Hume wegen der Begegnung gefühlt

ha-

haben, die er in der Welt fand; Er, der nicht unter unaufgeklärten Menschen lebte, nicht in einem barbarischen Jahrhunderte; sondern mitten unter einem philosophischen Volke, mitten in einer lichtvollen Zeit!

Alles, was man gegen Humes Unglauben sagen konnte und mußte, macht wol nicht in England das Unglück eines Schriftstellers. Etwas that vielleicht Nationalhaß, weil Hume ein Schotte war; aber auch nach Schottland drang die gegen ihn erregte Wuth, und auch die ihn vielleicht noch mehr beleidigende Gleichgültigkeit. Ohne Bestürzung kann man die von ihm selbst geschriebene Geschichte seiner Autorsschicksale in England, Schottland und Irrland nicht lesen; und gewiß liest sie kein Schriftsteller von Gefühl, ohne daß ihm die Haut dabey schauert.

Hume bezahlte durch diese Schicksale den Zoll, den jeder berühmte Mann an schiefe Köpfe abzutragen hat; aber in England, Schottland und

Irrland sollten doch schiefe Köpfe die guten nicht führen.

Die größten Philosohen disseits des Meeres hielten Humes Schriften für Muster des besten philophischen Vortrags. Sie bewunderten in gleichem Maase seine Feinheit, seinen Tiefsinn und seine Eleganz. Wenn ich nicht irre, war mein seliger grosser Herzensfreund, Sulzer in Berlin, der erste, der dies den Teutschen sagte. Als Geschichtschreiber ist Hume, wie ganz Europa weiß, bey mehr Ernst und Gründlichkeit ein Maler, wie Voltaire; und vermuthlich hat dieser mehr von Hume gelernt, als Hume von ihm. Aber mit allen diesen Vorzügen machte Hume seinen Landsleuten einen Eindruck, dessen Er sich nicht zu schämen hatte, sondern sie.

Beynahe trauet man seinen Augen nicht, wenn man liest, wie es ihm gieng, so wie eine seiner Schriften nach der andern zum Vorschein kam. Am Ende des Jahrs 1738. gab er seine Abhand-

lung

lung über die menschliche Natur heraus. Niemals, sagt Er, war ein litterarisches Beginnen unglücklicher; diese Abhandlung fiel aus der Presse todtgebohren, und erreichte nicht so viel Ansehen, daß auch nur die Eiferer darüber brummten. Er goß sodann den ersten Theil dieser Abhandlung in seine Untersuchung vom menschlichen Verstand, die im Jahr 1748. herauskam, als er in Turin war. Bey seiner Rückkunft nach England erfuhr er mit Demüthigung, sein Werk sey ganz vernachlässigt, und an die Seite geworfen. Eine neue Auflage seiner moralischen und politischen Versuche machte um die gleiche Zeit in London nicht viel mehr Glück. Seine im Jahr 1752. gedruckte Untersuchung der Grundsätze der Moral hielt Er, ohne alle Vergleichung, von allen seinen historischen, philosophischen nnd moralischen Schriften für die beste; sie kam in die Welt unangesehen und unbemerkt.

Aber nun war Hume voll feuriger Hoffnung und Erwartung des guten Erfolgs, den im Jahr

1754. seine Geschichte des Hauses Stuart haben würde. Erbärmlich war sein Selbstbetrug. Ein einstimmiges Geschrey von schimpflichen Verweise, Mißbilligung und sogar Abscheu, erhub sich gegen Ihn. Engländer, Schottländer und Irrländer, Whigs und Torys, Clerisey und Sektirer, Freydenker und Gläubige, Patrioten und Hofleute, verbanden sich in allgemeiner Wuth gegen den Mann, der sich erkühnt hatte, eine edle Thräne über das Schicksal Carls des ersten und des Grafen von Strafford zu vergiessen; und kaum hatten sich die ersten Aufwallungen dieser Raserey gelegt, so folgte eine noch grössere Beleidigung für Hume, sein Buch sank in Vergessenheit. Millar, sein Verleger, versicherte ihn, er habe in zwölf ganzen Monaten nur fünf und vierzig Exemplare davon verkauft. Mit genauer Noth hörte Hume in allen drey Königreichen von einem einzigen wegen seines Rangs oder seiner Einsichten beträchtlichen Mann, der das Buch ausstehen konnte. Niemand nahm er aus, als das Haupt aller Bi-

schöfe

schöfe von England, den Doctor Herring, und das Haupt aller Bischöfe von Irrland, den Doctor Stone; allerdings zwey seltsame Ausnahmen. Beyde hohe Prälaten liessen ihm, jeder für sich, sagen, nichts müsse ihn abschrecken.

Dessen ungeachtet ward der feste Mann muthlos; und wäre damals der Krieg zwischen Frankreich und England nicht ausgebrochen, sagt Er, so hätte er sich ganz gewiß in irgend einer Stadt in den Provinzen Frankreichs verborgen; er hätte einen andern Namen angenommen, und wäre niemals mehr nach seinem Vaterland zurückgegangen. Da er aber diesen Entwurf itzt nicht ausführen konnte, und da der folgende Band schon beträchtlich bearbeitet war, entschloß er sich, neuen Muth zu sammeln, und auszuharren.

Seine Geschichte des Hauses Tudor erschien im Jahr 1759., und in England, Schottland und Irrland war das Geschrey gegen diese Geschichte eben so gräßlich, wie das Geschrey gegen die Geschichte der zwey ersten Stuarte. Endlich

gieng

gieng Hume im Jahr 1763. mit dem Grafen von Hertford weg aus seinem Vaterlande nach Paris, und fand da eine Aufnahme, die für die Franzosen eben so rühmlich war, als für ihn. Diejenigen, sagt Hume sehr bescheiden, welche die wundersamen Würkungen der Mode nie sahen, können sich unmöglich die Aufnahme einbilden, die ich in Paris bey Männern und Weibern von jedem Rang und von jedem Stande fand; je mehr ich mich von ihrer unmäsigen Höflichkeit zurückzog, desto heftiger ward ich mit Höflichkeit überhäuft *).

Humes

(*) Alle Gelehrte und alle Denker in Paris von jedem Rang thaten mehr für Hume, als sie für einen König gethan hätten; und wie man ihn in der Weiberwelt aufnahm, erzählt einer der angenehmsten teutschen Schriftsteller, mein seliger Herzensfreund Sturz. „Als Hume in Paris erwartet wurde, „sagt Sturz, gieng ihm sein Name voraus; alle „guten Köpfe harrten ungeduldig, parceque, hieß „es, c' est un homme d' un esprit infini. Kaum „war

Humes Geschichte ist die gewöhnliche Geschichte aller Propheten in ihrem Vaterland. Jeder kleine,

„war er auf dem festen Land, so cabalirte man schon
„in den ersten Cotterien, um ihn früher, gewisser
„an sich zu ziehen. Es gelang einer eleganten Prinzeßinn, daß sie ihn haschte, den Wundermann, da
„sie es war, die ihn in den Cirkel der Welt einführen sollte. Man veranstaltete ein Abendessen,
„Karten flogen nach allen Cailletten, pour les inviter à un souper delicieux où se trouveroit
„Monsieur Ume. Nun erschien der trockne launigte Mann, der den Mund nicht aufthat, wenn
„ihn nichts intereßirte, und freute sich wohl in seinem
„Herzen über diese Cerealien, wo alle Weiber über ihn
„herfielen, um auszumachen, ob er ein Weib sey.
„Nichts blieb unversucht, um ihn zu elektrisiren.
„Man sprach de ses charmants ouvrages, die niemand von ihnen lesen konnte, du génie profond
„de Messieurs les Anglois. Umsonst; der Undankbare blieb einsilbig und kalt, und gab nicht
„einen Funken von sich. Endlich zuckten sie betroffen die Schultern, blickten sich einander mitleidig
„an;

kleine mittelmäsige, oder grosse Kopf, der auch nur um einen einzigen Querfinger weiter sehen will, als seine Mitbürger und seine Landsleute, und der sodann noch die Thorheit begeht, das, was er sieht, gedruckt zu sagen, erregt augenblicklich einen allgemeinen Grimm. Kein Schriftsteller ist gros oder klein, der nicht auch wol kleinere Leute, wie er ist, um sich her habe; und alle diese lieben Leute werfen ihn mit Steinen. Es giebt immer Menschen genug in deiner Vaterstadt, die dich kleiden, wenn du keine Kleider hast; die dich speisen, wenn dich hungert; die dir beyspringen in jeder Noth: aber nur sehen sie nicht gern, daß dir für einen Pfennig Ehre wiederfährt.

Sehr

„an; den andern Tag flüsterte man sich ins Ohr: „ce Monsieur Ume n'est qu' une Bête. Ein Erz„spaßvogel sezte hinzu: c'est qu' il a fourré tout son esprit dans son Livre.„

Sehr republikanisch sagten die Epheser: ist einer unter uns gelehrt, so ziehe er aus, und sey es anderswo. Zieh du nicht aus, würde ich sagen, sondern bleib auf eine Weile nur zu Hause, und fliehe deine Mitbürger und deine Landsleute, nicht, um sie zu hassen, sondern um sie zu vergessen.

Man entsage doch nur dem Wunsch, daß die Menschen seyen, was sie nicht seyn können, und nehme sie doch immer wie sie sind. Es ist wahr, man wird leicht aufgebracht durch die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten, die man in seinem Herzen trägt, wenn man Schurken sieht, die öffentlich Wahrheit und Weisheit lehren. Es ist wahr, man ärgert sich doch zuweilen über ein dummes Urtheil, zumal wenn man gleich dabey voraus sieht, es werde am gehörigen Ort angebracht, wie elektrisches Feuer alle Köpfe ergreiffen, und in wenig Tagen allgemeiner Volkswahn seyn, und bleiben. Aber, da es doch einmal der modernen Lesewelt ganz

unmöglich ist, gut zu urtheilen; da über alles, was Litteratur und Geschmack betrift, sich izt jeder Geck mit jeder Närrinn in den Richterstuhl sezt; da ohne Ausnahme über alles, was tief in jedem Menschen liegt, über jede nicht gleich aus den alltäglichen Apparenzen kennbare Wahrheit, der grosse Haufen immer falsch urtheilt, so nehme man nur gleich vor allen Urtheilen den Hut ab, und denke im Herzen bis in den Tod, nichts sey in der Welt so selten, als ein guter Richter.

Erniedrige dich auch nicht zu der allerkleinsten Empfindlichkeit gegen die armen Leute, die immer gackeln und krähen, und nie wissen, was. Mache doch unschuldige Thoren nicht zu Schlangen und Skorpionen. Suche doch nicht immer nur das Böse auf. Aber erhebe dich über das elende Gezische und Gesumse das jedem Menschen, der nur einige Aufmerksamkeit erregt, an jedem Orte folgt. Widerseze dich nie den Meinungen von Menschen, die du durch Vernunft nicht überzeugen kannst; es ist gar viel leichter,

ihr

ihr Herz zu gewinnen. Wenn du nur erst ihr Herz hast, so läuft ihr Verstand immer, wohin du ihn haben willst.

Die Blumen muß man nicht zertreten, die Gott auf unsern Wegen wachsen läßt. Man muß die Welt nicht fliehen, als bis man nichts Gutes mehr darinn thun kann. Trage darum nur jeder sein kleines Urtheil gegen alles Gute geruhig zu Markte; und was man da entscheidet, werde Regel und Gesez in Stadt und Land. Was schadet dir das, wenn du darüber lachst. Murre nicht, auch wenn du die Menschen gar nicht gewinnen kannst; aber lerne sie ertragen.

An Höfen und in Städten und bis in die verborgensten und süssesten Ruheplätze der Einsamkeit fielen ja von jeher und überall alle mit dem grossen Haufen nicht laufende Menschen der Schmähsucht ins Maul. Gerne entsagten sie auch darum jedem Anspruch auf den Beyfall der Menschen um sich her. Geruhig zogen sie, um niemand mehr ein Dorn im Auge zu seyn, in einsame Oerter;

aber freylich blieben sie zu ihrem Schaden, unter solchen Umständen, nicht frey von aller Misanthropie. Solon verschlos sich in sein Haus, da er der Tyranney des Pisistratus nicht länger widerstehen konnte; er warf seine Waffen auf die Strasse mit der Erklärung: lange genug hab ich die Geseze und mein Vaterland vertheidigt, und nun macht er Verse gegen die Athenienser.

Kein Hofmann hat Herz und Eingeweide, und wünscht sich nicht deswegen zuweilen vom Hofe an den Pflug. Ohne Eckel und Aerger kann er nicht ansehen, wie oft man sich bey Hofe seine Existenz blos durch den Kammerdiener giebt; oder wie Hofdamen den ganzen Tag witzige Einfälle mit Papageyen auswechseln, und dann doch jedes Verdienst anschwärzen, jede Tugend verlachen, und zumal niemand schätzen und preisen, der sein Glück nicht durch die Garderobe sucht. Ihn jammert aller der Ränke und Schliche, durch die man die bestgesinnten Fürsten in Irrthum führt, und oft die scharfsichtigsten verblendet. Er verachtet zwar die Cabalen kleiner Menschen gegen

grosse,

grosse, und zuckt die Achseln, wenn er sieht, wie jene scheelsüchtig an diese hinaufblicken, bis sie sagen können, nun ist ein Fehlerchen gefunden; und dann wähnen, wenn das Fehlerchen herumgeflüstert ist, nun gelte der grosse Mann nicht so viel als ein Geck. Aber Beichtväter, die den Galgen verdienen, hält er doch nicht für so gefährlich, wie die armen schwachen Männerchen, denen der Bauch zerspränge, wenn sie glaubten, der Fürst gebe irgend einem vortreflichen Menschen ein gutes Wort.

Beneidet und gehaßt, beklatscht und verfolgt war Dion von den Hofleuten des jüngern Dionysius, weil er nicht lebte wie sie; weil er nicht oft genug in ihre Gesellschaften kam, und weil er ihre Reden und Gesinnungen nicht liebte. Kammerherren und Hofjunker gaben seinen Tugenden die wahrscheinlichsten Farben des Lasters; sie verschwärzten ihn bey dem Dionysius; sie hiessen sein ernsthaftes Wesen Stolz, und die Freymüthigkeit seiner Reden Uebermuth und Hartnäckigkeit; sie sagten, wenn er einen guten

Rath geben wollte, er mache Satiren, und wenn er an ihren Ausschweifungen nicht Theil nahm, er verlachte sie; und hatten, was den lezten Punkt betrift, Recht.

Alle diese schiefe und falsche Urtheile der Menschen, der verkehrte Gang, den so oft alles in ihren Köpfen hat und nimmt, dieß alles zeigt, daß man bey den menschenfreundlichsten Gesinnungen zuweilen Ursache haben mag, die Menschen zu fliehen.

Nur hassen muß man sie nicht. Schiefe Köpfe und ihre Urtheile muß man verachten; aber sie hassen ist der Mühe nicht werth. Haß vertilget alle Liebe, und was ist ohne Liebe das Leben! Ein kleiner Abweg leitet von gerechter Abneigung für die Menschen zu Menschenhaß, leicht, schnell und fürchterlich. Wer sich ärgert über alle Thorheiten und Fehler, die er sieht; wer dieß alles wiederkauet, auch nur zur Vermehrung seiner Menschenkenntniß; hasset die Menschen, so bald sie ihn beleidigen.

Dann

Dann schwärzt sich seine Galle; dann beobachtet er selbst alles falsch, und beurtheilt selbst alles schief. Dann verfällt er in Argwohn, Mißverständniß, Bosheit und Wuth; und wenn endlich Leidenschaft ganz mit seinem Verstande davon läuft, so wünschet er vielleicht vollends mit dem Herrn von Saint Hyacinthe (*) eine einsame Insel bewohnen zu können, um jeden verunglückten Menschen, der auf derselben nackt, verhungert und erfroren ankäme, zu tödten.

Mit diesem schwarzen Gift im Unterleibe und vielem Stolze wird, zumal bey vieler Gelehrsamkeit und grosser Schiefheit des Kopfes, dann alles an solchen Menschen widerhaarig. Sie tragen allenthalben mit sich die Pest ihres Mißvergnügens und ihrer Rache. Bald lachen sie satanisch, bald brummen sie wie Bären den ganzen Tag, und

(*) Herr von Saint Hyacinthe war Sohn des berühmten Bischofs Bossuet, und Verfasser des angenehmen Buches Chef d' Oeuvre d' un Inconnu par le Docteur Mathanasius.

kommen immer zuerst gegen diejenigen, die ihnen mit Freundlichkeit begegnen, in Wuth. Solche Bitterkeit des Sinnes ist ein mächtiger Beweggrund zur Einsamkeit, und zur Feindschaft mit allen guten Menschen.

Mich schauert itzt noch, so oft ich mich eines Ungeheuers aus dieser Classe erinnere, das ich in der Schweiz zuweilen sehen mußte. Dieser fürchterliche Menschenfeind kochte zu Hause immer Pandektengift. Mir war beständig, als wenn ich Schlangen aus seiner wilden, ungekämmten Parucke wirbeln sähe. Rother und blauer Aussatz deckte sein Gesicht. Der liebreichste Blick aus seinen buschigten Augenbraunen war ein Blick aus der Hölle. Bey jedem Worte hieng er euch einen Proceß an den Hals. Er waidete sich an allem Bösen, wie ein Esel am Feigenbaum, oder ein Herbstdieb am Weinstock. Sein Haus war die immer offene Zuflucht aller Poltergeister im Lande, und aller Feinde der bürgerlichen Ruhe. Er vertheidigte jede Ungerechtigkeit, verfolgte alle

die-

biedere Leute, liebkosete jeden Bösewicht, bewirthete jeden Verläumder, registrirte alle Verläumdungen, protokollirte alle Lügen, advokatisirte für den Teufel, und war der Vater einer Furie.

Dieser Helvetische Timon befand sich dabey vortreflich. Er machte sich täglich jene kleinen menschenfeindlichen Freuden im Stillen; und lebte in seiner Einsamkeit zufrieden und glücklich.

Lucians unglücklicher Timon hatte Gründe zum Menschenhaß; er bedurfte keiner Sophismen, und philosophirte in seiner Einsamkeit ohne alle Juristerey. Dieser einsame Landfleck, sagte Er, soll meine Wohnung seyn, und mein Grab. Alles, was Mensch ist und heißt soll mich künftig anstinken. Bekanntschaft, Freundschaft, Mitleid und Erbarmen sollen mich nicht mehr beziehen. Unglückliche zu beklagen, Nothdürftigen aufzuhelfen, ist Schwäche und Verbrechen. Ich will wie die Thiere des Feldes mein Leben hinbringen in der Einsamkeit, und niemand soll Timons Freund seyn als Timon. Alle Menschen will ich für

Schurken halten und für Betrüger, Umgang mit ihnen für Entheiligung, und Geselligkeit für Fratzen. Verflucht sey der Tag, da mir Einer von ihnen vors Angesicht kommt. Ich will die Menschen ansehen wie Blöcke von Erz oder Stein; ich will keinen Frieden mit ihnen haben und kein Verkehr; meine Einsamkeit sey eine ewige Gränze zwischen ihnen und mir. Anverwandte, Freunde und Vaterland, heisse ich leere Namen, die niemand verehret als ein Narr. Verachten will ich alles Lob, und vermaledeyen die eckelhafte Schmeicheley. An nichts will ich Vergnügen finden, als an mir selbst. Alleine will ich den Göttern opfern, alleine schmausen; Ich will mein Nachbar seyn und mein Gesellschafter. Mein Lebenlang will ich alleine seyn, und allein, wenn ich sterbe. Ich will berühmt seyn und ausgezeichnet durch mein mürrisches und brummisches Wesen, durch meine widerhaarigen Sitten, durch meine Grausamkeit, durch meinen Zorn, und durch meine Unmenschlichkeit. Stirbt ein Mensch in den Flammen, und flehet er mich an, daß ich das Feuer lösche,

so

so will ich Pech oder Oel hinein werfen, damit es besser brenne. Wollen die Fluten einen andern verschlingen, der seine Hände nach mir ausstrekket, so fasse ich ihn bey den Nacken, und tauche ihn tüchtig herunter, damit er ersaufe.

Man weiß, aus wie sehr natürlichen Veranlassungen Lucian, der witzigste unter allen witzigen Köpfen in der Welt, diesen unübertreflich gezeichneten Wahnwitz ableitet. Dieß ist die äusserste Gränze der Wuth und der Tollheit, wozu Ungerechtigkeit, Undank, und alle Arten von schnöder Begegnung einen Menschen führen könnten, der anfangs ein guter und wohlthätiger Mensch gewesen wäre, wie Lucian seinen Timon beschreibt. Aber nicht nur solcher Wahnwitz, sondern jeder kleine Anstrich von Melankolie aus solchen Ursachen erregt den Trieb nach Einsamkeit. Antonius nannte die Wohnung Timons Haus, die er sich nach der unglücklichen Schlacht bey Actium bauen ließ; und lebte da, in der Entfernung von der menschlichen Gesellschaft, eine Zeitlang, von aller Welt verlassen.

Es giebt endlich auch Menschenfeinde genug, die sich über niemand zu beklagen haben. Sie lieben die Einsamkeit, denn sie hassen das Licht. Aus ihrer Einsamkeit schleichen sie nur, wenn es dunkel ist, heraus. So schleicht der Neid, von dem die Caraiben sagen: er sey eine der ersten Creaturen auf der Erde gewesen, er habe das Uebel auf derselben verbreitet, und geglaubt, er sey sehr schön, aber beym Anblick der Sonne habe er sich verborgen, und nun erscheine er nur bey Nacht.

Aber auch ohne Hypochondrie; ohne Widerwillen gegen die schiefen und falschen Urtheile der Menschen, ihre Scheelsucht und ihre Wahrheitsscheu; ohne eine Spur von Menschenhaß und Menschenfeindschaft in der Seele; ohne irgend ein unsanftes oder einer philosophischen Denkart unwürdiges Gefühl, suchen und wünschen sich doch eine grosse Anzahl von Menschen die Einsamkeit, blos aus Verlangen nach dem Umgang der besten Köpfe und Herzen aller Zeiten und Völker.

Sie streben nach diesem gewählten und geliebten Ziel mit Leidenschaft und Eifer, und hassen nichts, als was sie auf ihrem Wege hindert und hemmt. Jeden Stein wälzen sie weg; sie überwinden oder fliehen jede Abhaltung. Aller Trübsinn verschwindet in Freyheit und Ruhe, und dann sehnet und seufzet man weiter nach nichts. Weit weg von der Gesellschaft der Menschen fliehen sie freylich, aber im Siege mit sanftem Sinn; und dann ohne irgend eine andere Rücksicht, als Freude über Zeitgewinn und Musse, und Liebe für Wissenschaft, Freyheit und Ruhe. Unlust an Welt und Leben hätten die fürchterlichsten Folgen, wenn nicht Einsamkeit auch die edelsten Vergnügungen demjenigen darböte, der sie sucht.

Für jede schöne Seele ist Einsamkeit das Gegengift der Misanthropie. Aber Seelen voll Begierde nach ihrer eigenen Vervollkommung; voll Trieb zur Thätigkeit im Stillen und zu grösserer Wirksamkeit und Ausbreitung ihrer Kraft; Seelen, die etwas mehr wirken wollen, als man bey

dem

dem alltäglichen Lebenstritt wirket; die auch etwas für Menschen seyn möchten, die sie nicht kennen, und von denen sie nicht gekannt sind; solche Seelen sind berechtigt zum edeln Widerwillen gegen alle Zerstreuung, und zu einiger Nichtachtung für die müssige Art, womit man gewöhnlich das Leben wegtändelt. Treibt aber auch Unlust an Welt und Leben mit solcher Absicht in die Einsamkeit, so lohnt uns diese dann wieder mit einer Energie von Gedanken und Gesinnungen, durch die man gleichgültig wird für alle schiefe und falsche Urtheile der Menschen, und stark genug an Geist und Herz zu jeder schweren Tugend.

Geist und Herz werden in der Einsamkeit erweitert, belebet, geschärft und gestärkt. Philosophen, Dichter, Redner und Helden, die ihre Kenntnisse vermehren und sich erheben wollten über den gemeinen Ton, suchten und liebten darum immer die Einsamkeit. Die Gesellschaft der Menschen verliessen sie für die Stille ihrer Gärten, und ihre freundlich einladende Schatten. Homer malte

wohl

wohl darum die einsamen Oerter Griechenlands und Italiens mit einer Stärke und einer Wahrheit, daß wir, wie Cicero sagt, durch seine Beschreibungen sehen, was er selbst nicht gesehen hat. Demosthenes floh in eine Kammer unter der Erde, fern von dem Geräusche Athens, blieb da ganze Monate, und ließ sich die Hälfte seines Hauptes scheeren, damit es ihn nicht gelüste, diese Kammer zu verlassen, wo er seine Reden schrieb. Epikur lebte auf einem Garten. Die berühmtesten Helden Giechenlands und Roms theilten sich zwischen den Waffen und den Büchern, ihren Geschäften im Felde und der süssen Arbeit im Stillen, und waren eben so groß durch Philosophie, als durch Krieg. In einer schaurichten Einöde hub sich der Kirchenlehrer Hieronymus empor zu männlicher Beredsamkeit und grosser Macht mit der Feder, und er warf weit in die Welt aus dem Dunkeln seinen Glanz. Die Druiden räumten die Städte im alten Britannien, in Germanien und Gallien, wenn sie von ihren Amtsgeschäften frey waren, lebten in Wäldern, unterrichteten in ih-

rem Schatten junge Leute von grosser Hoffnung, und waren zugleich die Priester, Gesetzgeber, Räthe, Richter, Aerzte und Philosophen dieser Völker.

Joseph, der gröſste aller teutschen Kaiser, und einige Könige, die Menschheit eben so hoch und zuweilen höher schätzen als ihre Krone, haben blos, um als Menschen zu leben, und sich ihren Geschäften besser zu widmen, in unsern Zeiten angefangen, ihre Paläste und ihre Gärten stille und bürgerlich zu bewohnen, und sich da bedankt für den Hofmarschalls-Catechismus.

Schattigte Gärten und stille Landgegenden sind der geliebteste Aufenthalt der gröſten Heerführer unserer Zeit. Noch freue ich mich des ersten heitern Tages, den ich in Teutschland hatte, als ich in den Wäldern von Antoinettenruh, bey Wolfenbüttel, einen, den berühmtesten Helden des Alterthums durch Liebe für die Litteratur und Kraft und Hoheit des Geistes ähnlichen, jungen Helden einsam und gedankenvoll, und mit dem

Blitz

Blitz in seinen Augen lesen sah. Noch glühet mir mein Herz bey der Erinnerung, wie ich bald nachher auf dem Wege von Braunschweig nach Hannover an das ruhige Landhaus Ferdinands, unsers Erretters, kam, und mich, durch das vom Fusse der Alpen mitgebrachte Andenken aller seiner auch in jenen friedsamen Hütten vom Vater dem Sohn erzählten grossen Thaten, innigst bewegt und mit Freudenthränen lehnte auf eine französische Kanone vor seiner Thür.

Zu Sanssouci, wo jener alte Kriegesgott seine Donnerkeile schmiedet und Werke seines Geistes für die Nachwelt schreibt; wo er sein Volk regiert, wie der beste Vater sein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des geringsten Bürgers und Landmanns liest, und seinem Lande von allen Seiten mit erstaunenden Geldsummen aufhilft, ohne irgend eine Erstattung zu verlangen, ohne irgend etwas dabey zu suchen als das allgemeine Beste, und wo er in der andern Dichter ist und Philosoph; herrschet weit

um-

umher eine Stille, in der man den leisesten Hauch von jedem sanften Winde höret. Ich bestieg diesen Hügel zum erstenmal im Winter in der Abenddämmerung. Als ich dieses Welterschütterers kleines Haus vor mir erblickte, schon nah war an seinem Zimmer, sah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Thür, keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sey, und was ich wolle? Ich sah nichts und hörte nichts, und gieng frey und froh umher vor diesem kleinen und stillen Hause.

Könige und Philosophen, Helden und Weise, alle nach Licht und Aufklärung und Stärke der Gedanken und Gesinnungen strebende Köpfe, suchten in allen Zeiten die Einsamkeit, und empfanden ihre Kraft. Ein Engländer, den ich wegen des Reichthums und der Wahrheit seiner Gedanken oft anführe, sagt: es finde sich kaum ein Schriftsteller, der die Vortheile eines einsamen Aufenthalts nicht anpreise, der sich und seine Leser mit den Melodien der Vögel, mit dem sanften

Wehen

Wehen der Gebüsche, und dem Geräusch kleiner Wasserbäche nicht unterhalte; es finde sich kaum ein Mensch von hohem Geist, ausnehmenden Fähigkeiten, oder durch grosse Thaten erworbenem Ruhme, der uns nicht einige Denkmäler einsamer Weisheit und stiller Würde nachließ.

Verlangen nach Einsamkeit ist sehr oft Verlangen, sich Menschen mitzutheilen, die man nicht kennt, oder von denen man wünscht, gekannt zu seyn. Ach wie trübselig verschwindet das Leben an einem Orte, wo der Geist auf die elendeste Weise erschlaffet und hinwelket; wo man immer ausrufen muß: alles ist hier leer, kalt, dürr, todt und öde! Was hundert Meilen weiter Eingang in die besten Köpfe und die schönsten Herzen findet, wird immer da angespyen, wo man es schreibt. Augen, die einen Schriftsteller vorhin mit keinem Blicke würdigten, sehen scheelsüchtig auf ihn, sobald er auch nur ein wenig den Kopf in die Höhe hebt. Wenn ihn dann alle Feinde der Freyheit verfolgen; wenn ihn hinter dem Rük-

Bayerische Staatsbibliothek München

ken alle zimpen Damen hohnecken; wenn man ihn allen Tribunalen schimpft: so geht er doch ruhig durch diesen Mückenschwarm. Wer Sachen schreibt, die den Menschen zeichnen und treffen, und dann klagt wie Petrarch (*) und Meißner (**), findet antwortende Herzen in allen Jahrhunderten.

Ein Cordon der Dummheit umzieht vielleicht in Teutschland tausend brave Männer, und raubt ihnen

(*) Petrarcha sagt: alle Federn, alle Zungen waren gegen mich gespizt; meine Freunde wurden meine Feinde; der Neid verfolgte mich bis ins Grab; das Volk das meine Lieder auswendig wußte, zerriß meine Ehre; und von denjenigen, die mich am wenigsten kannten, ward ich am meisten geschmäht.

(**) Meißners Klagen gegen sein Publikum, im teutschen Museum vom Januar 1783, hatten für meine Ohren einen Schwung, eine Neuheit und einen Zauberklang, der mich innigst bewegte und rührte, der aber freylich Mißton seyn wird für Höflinge, zimpe Damen und Tartüffen.

Bayerische Staatsbibliothek München

ihnen Gesundheit und Leben. Ach wie viel unvollendetes lassen sie unvollendet; und wie rührend sagen die Besten unter ihnen: ich lebe und liebe, leide und wirke, empfange und gebe, misse und geniesse, besitze und mangle immer mehr! Aber je düsterer und frostiger, kahler und schaaler, Hof und Stadt sind, die solche Seelen einschliessen; desto muthiger und kühner bilden sie doch oft sich selbst. Unser Wieland, dessen Namen die Musen und Grazien itzt so gerne den Zweiflern an den Fähigkeiten und Fortschritten der Teutschen nennen, ward in einer kleinen Stadt in Schwaben, in dem einsamen und unbekannten Biberach, der Stolz seiner Nation, und ein Schriftsteller von mehr Griechischem Geiste, als vielleicht kein Italiener, kein Engländer, kein Franzose.

Wo wurden die größten Philosophen, die größten Staatsmänner, groß? Schrieb Aristoteles seine Bücher unter den Hofleuten des Königs in Macedonien? Schrieb Plato die seinigen in

der Gesellschaft des Dionysius? Alle suchten die Stille. Leibnitz wohnte im Sommer auf einem Garten bey Hannover. Keiner von allen unsern itzigen teutschen Exministern und Ministern, die durch ihre Aufklärung weit umher Licht und Zutrauen und Freyheitssinn verbreiten, die das Reich der Dummheit in seine engsten Gränzen trieben, heiligen Schurken und Schurken an Höfen die blendende Maske vom Gesichte rissen und vor die Füsse warfen; keiner von diesen Lichtverbreitern und Völkererziehern bildete sich auf Assembleen und mit Karten in der Hand. Necker ward nicht auf Petitsoupees in Paris, der Mann, von dem Frankreichs Geschichte sagen wird, auf einen solchen Fels baut ein Reich seine ewige Grösse.

Die Reihe dieser mannigfaltigen Triebe für die Einsamkeit schliessen endlich Religion und Schwärmerey. Jene führet ins Stille aus den edelsten und erhabensten Beweggründen, der tiefsten Ueberzeugung des Verstandes, und dem wahrhaftesten und innigsten Herzensbedürfniß.

Die-

Diese ist Ausartung jener hohen Beweggründe, aus Schiefsinn, verkehrtem Eifer, Aberglauben und Thorheit.

Erhabene religiöse Seelen fühlen den Trieb zur Einsamkeit mit fortreissender Kraft beym Anblick der Welt und ihrer Gefahren. Vielleicht mißbilligen sie im Feuer ihrer Andacht auch manche unschuldige Freude mit einem Trübsinn, den die Sittenlehre der Religion verwirft. Aber in der Ueberzeugung, daß die Welt einmal nicht das ist, was ihnen ihr größtes Vergnügen bringen kann, tändeln sie doch nicht ihr Leben hinweg. Voll Hoffuung höherer Freuden und einer bessern Zukunft, setzen sie sich in die Unabhängigkeit von dem Irdischen, nach der jedes schöne Herz im Kloster strebet. Verläugnen wollen sie lieber frühzeitig und in der Blüthe der Jahre, was wir alle auf dem Sterbebette müssen verläugnen. Im Leben wollen sie lieber Schauer und Schrecken empfinden als im Tode. Bey jedem Blick in die Ewigkeit, bey jedem Tritt auf ein Grab, verlie-

ren darum alle Lüste der Welt für sie ihren Reiz. Darum gehen in der römischen Kirche fromme Menschen ins Kloster. Darum giebt Mönchen und Nonnen diese Sinnesart, die nicht allgemeine Religion seyn soll, und auch nicht meine Religion ist, doch zuweilen eine Hoheit des Herzens und der Gesinnungen, vor der ich oft in der Stille meiner Kammer niederfalle, mit Beschämung, Wehmuth und Thränen.

Schwärmer fliehen aus überspannten Begriffen von Vollkommenheit die Welt. Mit jedem Fußtritt glauben sie sich um eine Stufe höher auf der Himmelsleiter, und verfluchen dann jeden, den sie auf ihrer Leiter nicht antreffen. Als Gefäße des Berufes und der Demuth, sondern sie sich oft schon in ihrer ersten Jugend von andern Kindern ab. Wenn diese Blumen sammeln, hucken sie mißmüthig in einem Winkel. Wenn diese munter und fröhlich sind, begießt sie der junge Heilige mit Unrath, oder wirft sie mit Steinen. Dickköpfigt, arglistig, ungezogen, schmuzig

und schadenfroh wachsen sie auf. Sie belauschen aus ihren finstern Löchern die Welt, ohne jemals zu verstehen, was darinn vorgeht; oder laufen keichend aus derselben weg, wie jener, der die Menschen floh, damit sie ihm seine gläserne Nase nicht zerbrechen. Schwäche der Vernunft macht ihre Imagination lebhaft, feurig und fliegsam; und werden sie auch in der Einsamkeit die größten Narren, so sind sie doch in derselben glücklich, wenn es in ihren Köpfen nur immer ungestört rappelt, faselt und spükt.

Den Trieb zur Einsamkeit aus allen bis hieher angebrachten Gründen werden gewiß diejenigen verstehen, von denen ich verstanden seyn will. Aber es giebt auch vorgebliche Ursachen und Beweggründe dieses Triebes, aus Liebe zur Mode, aus Ehrsucht, Faulheit, Wohllust, Heucheley, Begierde, alte Sünden abzukaufen und neue zu begehen.

Leute von Stande ziehen in die Einsamkeit, der Mode wegen. Diese will, daß am Anfang

des Sommers alles, was vornehm ist, oder sich für vornehm hält, auf das Land gehe, und sich alsdann einbilde, nun sey kein Mensch mehr in der Stadt. Ein Philosoph für die Welt hat angemerket Personen von Stande treiben größtentheils zu diesem adelichen Marsch, weder Ermüdung von der Arbeit, noch Begierde nach Wissenschaft; ihre einzige Absicht sey, eine Scene von Müssiggang mit der andern zu vertauschen, und in der Stille zu schlafen, anstatt öffentlich ihre Nächte durchzurasen. Der größte Vortheil, den sie von der Einsamkeit haben, sey weiter nichts, als daß sie nun ihr lächerliches Leben in der Verborgenheit fortsetzen, und vor weniger Zeugen ihre Thorheiten verüben. Leute, die ihre Tage dem Müssiggang hingeben, haben nichts von waldichten Schatten und blumichten Thälern zu hoffen. Die Dryaden machen sie nicht weise, sie lernen darum nicht besser denken, urtheilen und handeln, weil sie fern vom Menschengewühl sind. Die meisten Vornehmen, die den Sommer auf dem Lande verwüsten, haben also nach ihrer Rück-

kehr keinen andern Vortheil, als daß sie die Zeit wie andere ihres Ranges hingebracht, und itzt eben so wie sie, von der Glückseligkeit und Schönheit des Landes plaudern können; von einer Glückseligkeit, die sie niemals fühlten, und von einer Schönheit, die sie niemals schätzten.

Ehrsucht, Liebe zur Bequemlichkeit, zum Müssiggang und zur Wollust, sind auch noch in unsern Zeiten die größten Beweggründe zum Klosterleben bey dem Vater, der diesen Stand für seine Kinder wählet; und bey dem Jüngling, der die Glorie sieht, die diesen Stand umgiebt.

Bauren und Handwerker glauben, daß man im Mönchsleben der Armuth und der Verachtung entgehe; und sie irren sich nicht. Viele junge Leute ergreiffen den heiligen Bettelsack, weil man ihnen dabey ehrenvolle Aussichten vorspiegelt. Man kann auch stolz in alten Lumpen seyn; denn kein Soldat dünkt sich in seiner Uniform so vornehm, wie ein Bettelmönch in seiner Kutte. Der unwissende Pöbel hat für dieselbe eine fast abgöt-

tische Hochachtung. Nach ihrer Regel widmen sich der Bettelmönche nicht einem Stande, worinn man die Welt entsagt, so feyerlich auch sonst ihre Gelübde sind, sonderm einem Stande, der sie weit mehr in der Welt wirft, und in ungleich mehr weltliche Angelegenheiten verwickelt, als der Bauernkittel, den sie verlassen. Vormals brauchte jeder Hof bey den wichtigsten Staatsunterhandlungen Bettelmönche. In der Regel der Franciskaner sind eben so tief versteckte Absichten von Ehrgeiz und unumschränkter Macht, als in den ehemaligen Constitutionen des Jesuitenordens. Diese schändlichen Zeiten sind zwar vorbey; aber wer doch im Schweise seines Angesichtes sein Brod nicht essen will, verläßt seine väterliche Handthierung, und wird ein Rekrute der Bettelmönche.

Viele haben weder Lust zur Arbeit, noch Lust zum Studiren, und denken, man werde in Klöstern vom Seegen des Himmels fett. Wenn man sieht, wie diese Hommeln allenthalben herumstreichen, um den arbeitsamen Bienen den Honig

des

des Landes zu rauben, so begreift man, wie Abscheu vor der Arbeit und Neigung zum Müssiggang alle Bettelorden vollzählig macht. Weit geringer ist immer die Anzahl derer, die wegen zugestossener Verdrüßlichkeiten, aus Ungedult und Verzweifelung, oder aus Abneigung für die Welt, oder aus wahrem Eifer für die Gottseligkeit, oder aus irgend einem fanatischen Triebe, sich in solche Klöster begeben. Die meisten Bettelmönche rief ihre Geburt zur Harke und zur Schaufel, oder zum Hammer und zur Feile; aber sie wollten lieber in Klosterkleidern müssig gehen, im Müssiggange verehrt seyn, und dabey gut essen und gut trinken. Die Mühseligkeiten des Noviziats überwinden sie durch die Aussichten in eine bessere Zukunft, und wissen wohl, daß wenigstens jeder Mönch, der in seinem Kloster ein Amt verwaltet hat, mehrentheils aus dem Kloster gehen kann, wann, wie lange, wie oft, wohin und mit wem er will. Sie sehen, daß die Bettelmönche eigentlich gar nicht von der Welt abgesondert sind, ob sie gleich alle hinter Mauren wohnen. Allenthal-

ßen findet man bey weltlichen Gesellschaften Franziskaner und Kapuziner. Gewöhnlich sind sie die besten Kundschafter von allem, was in dem Innersten der Familien vorgeht; und wegen ihrer abgeschmackten Possenreisserey an Tafeln von Dummköpfen die beliebtesten Gäste. Dann hat man auch, in unsern Zeiten, in Oesterreich Bettelmönche gesehen, die sich Kutsche und Pferde hielten.

Welchen fürstlichen Ueberfluß geniessen die vornehmen Mönche, deren Klöster Goldschlünde sind! Nach ihren Gelübden sollten sie ein armseliges, kasteyendes Leben führen, und sie wohnen in stolzen Palästen, fahren in vergoldeten Wagen, und verzehren an ihrer Tafel die Reichthümer der schönsten Ländereyen. Sie lungern in ewigem Müssiggang, und fallen in alle Laster, zu denen Wohlleben führet. Wie viele Abteyen in Frankreich locken durch ihre angenehmen und schönen Wohnungen und herrliche Tafeln zu sich, gewähren jedem, der dahin zum Besuche kommt, jede Ergötzlichkeit, und geben selbst Beyspiele von jeder

Art der Ausschweifung und der Liederlichkeit! Die herrlichen und fruchtbaren Hügel um Neapel sind mit den reichsten und bequemsten Klöstern von Europa bedecket; und welcher unter allen Sünden entgehet wol irgend ein Mensch oder Mönch, und wenigstens in Gedanken wol irgend eine Nonne in Neapel? Aller Ehren werth war der Abt eines Benediktinerklosters, der rund und frey heraus gestand: das Gelübde der Armuth verschaffte mir hunderttausend Thaler jährlich, das Gelübde des Gehorsams erhub mich zu dem Range eines unumschränkten Fürsten; nur die fruchtbringenden Folgen seines Keuschheitsgelübdes erzählte er nicht.

Ein schöner Mönch macht allerwärts sein Glück bey christkatholischen Weibern. Ihre Männer dürfen sich darüber nicht beklagen, denn ein Mönch entsagt ja allen Lüsten der Sinne und des Fleisches. Aus wahrer Hochachtung für den in so vielen Ländern angebetheten Mönchsstand ist kein Spanier und kein Portugiese eifersüchtig auf einen Mönch; und in dem Mogolischen Reiche

hält

hält es ein Vater für eine Ehre, wenn ein Heiliger bey seiner Tochter schläft.

Die Demuth aller dieser heiligen Väter scheint lobenswerth. Sie schmiegen sich und bücken sich, wo es Noth thut; und wem fällt ein, worauf, zum Exempel, auch wol ein Kapuziner stolz seyn wollte? Aber so oft ich doch in Kapuzinerklöstern war, und da vor ihrem heiligen Duft die Nase zuhielt, erinnerte ich mich an die Geschichte des Diogenes, der einst in seinem Schmutz über die prächtigen Fußdecken in den Zimmern des Plato watschelte, und dann immer dabey ausrief: ich trete den Stolz des Plato mit Füssen. Ja, sagte Plato, aber nur durch eine andere Art von Stolz.

Bey unprotestantischen Dummköpfen verwebet sich allerdings immer ein Begriff von Heiligkeit mit dem Bilde eines Mönchs. Aber eben die entsetzlich grosse Menge von Dummköpfen in der Welt ist die Ursache so vieler Spitzbuben in allen Ständen. Mancher gleisnerische Bösewicht verbirgt darum unter einer Kutte seine Laster

ster vor frömmelnden Seelen, und seine inwendige Häßlichkeit durch tiefgeholte Seufzer und an die Erde geheftete Blicke. Son Tche fand solche Einsame bey den Chinesern, und nennt sie eben so arglistige als eigennützige Betrüger, die durch eine heuchlerische Entfernung von der Welt den Ruhm der Tugend und der Weisheit suchen.

Alle die angeführten Ursachen und Bewegründe zum Klosterleben erwecken also doch nur einen heuchlerischen Trieb zur Einsamkeit. Wie viel erhabener etwa der Trieb zur Einsamkeit und zum Klosterleben unter der Herrschaft der Römischen Kaiser gewesen seyn mag, sagt einer der größten Geschichtschreiber mit Worten voll Wahrheit und Kraft, indem er zeigt, wie allgemein beliebte Mönche deren Ruf an dem Ruhme und den Fortschritten ihres Ordens hieng, emsiglich bemühet waren, die Anzahl ihrer Mitgefangenen zu vermehren. Sie schlichen sich in edle und vornehme Familien ein; und die blendenden Kunstgriffe der Schmeicheley und der

Ver-

Verführung wurden angewendet, um sich solcher Proselyten zu versichern, die Reichthum in die Klöster brachten und Würde in die Möncherey. Mit Traurigkeit und Zorn beweinte vielleicht der Vater den Verlust eines einzigen Sohnes; das leichtgläubige Mädchen ward durch Eitelkeit verführet, die Gesetze der Natur zu brechen; die bejahrte Frau strebte nach eingebildeter Vollkommenheit, indem sie den Tugenden des häuslichen Lebens entsagte. Solche seltene und erlauchte Büssende pries man als den Ruhm und das Beyspiel ihres Zeitalters; aber die Klöster wurden auch durch Schaaren aus dem gemeinsten und niedrigsten Pöbel angefüllt, die durch diesen Tausch weit mehr gewonnen, als sie verliessen. Bauren, Sklaven und Handwerker kamen da aus der Armuth und der Verachtung zu einem sichern und geehrten Beruf, dessen anscheinende Mühseligkeiten gelindert wurden durch Gewohnheit, durch Volksgunst, und geheime Verminderung der Zucht. Roms bedrängte und durch übermässige Auflagen ausgehungerte Unterthanen entgiengen da dem Drucke der kaiserlichen Herr-

schaft; und der kleinmüthige Jüngling wollte doch lieber im Kloster büssen, als die Gefahren des Soldatenstandes dulden. Die erschrockenen Einwohner der Provinzen von jedem Range, die vor dem Einbruch der Barbaren flohen, fanden Schirm und Unterhalt in Gotteshäusern, wo sich ganze Legionen begruben; die nämliche Ursache rettete einzelne Menschen und entnervte das Reich.

Als Roms Bischöffe allmählig eine unumschränkte Gewalt sich erwarben über die Gemüther und Herzen der Menschen; als sie Fürsten und Könige an ihrem Seile führten wie zahmes Vieh; als Lügen aus dem Vatikan in der ganzen Christenheit das Wort Gottes verdrängten, und ganz Europa gebunden lag unter dem Joche der Pfaffheit, pries man das Klosterleben als eine zweyte Taufe, als einen Stand der Reinigung und Abwaschung von allen Flecken der Seele. Der Oberpriester an der Tieber bediente sich der Mönche zu Allem; in ihrer Abhängigkeit von ihm waren sie die auserwähltesten Werzeuge seiner

Ränke, und durch sie vergrösserten sich strom=weise die Einkünfte der apostolischen Kammer. Erst machte man die Klöster zu einer Art von Gefängniß oder Verbannung, womit man in den Morgenländern seit dem sechsten Jahrhundert, und in Frankreich unter der Regierung der zwey ersten Königlichen Häuser die größten Herren strafte. Im siebenten Jahrhundert gab schon beynahe jeder Vater einige Kinder in diese heilige Wäsche. Man weihete dem Mönchsstande Kinder in der Wiege. Sie wurden durch eine schriftliche Versicherung den Klöstern geschenkt; sie sollten die Sünden ihrer Familie tragen, und ihr den Himmel verdienen. Mit Bann und Fluch belegte man dieses Geschenk, aus Furcht, der rasche Jüngling oder das blühende und verliebte Mädchen widersetzen sich einst der tollen Schenkung.

Die ganze Christenheit glaubte, man dürfe nur seine Güter den Mönchen zu verzehren geben, so sey ein langes und schändliches Leben ausgesöhnet bey Gott. Wenn gleich der schwächere

Theil

Theil des Adels, um sich vor der Raubbegier des stärkern zu retten, auch zuweilen Schutz bey den Mönchen suchte, und ihnen seine Güter zu Lehnen gab, so tauschten doch die meisten mit aufrichtigem Ernst ihre Aecker und Grundstücke gegen himmlische Schätze. Der Adel raubte auf offener Landstrasse, und mordete ritterlich, und genoß jede Verbrecherslust auf Burgstall und Schloß, und tilgte dann dieß alles durch Allmosen an die Mönche, und war versichert, so komme ein Edelmann geraden Weges in den Himmel.

Durch Bereicherung der Klöster hofte man allgemein, sich jenseits des Grabes den glücklichsten Zustand für die Ewigkeit zu erkaufen. Die Franken glaubten, der jüngste Tag sey vor der Thür, und ihre Pfaffen sagten ihnen, es sey kein anderer Rath, denselben abzuwenden, als sein Vermögen in die Klöster zu geben; alle Stiftungsbriefe enthielten keine andere Beweggründe, als Erlösung der Seele und Abtilgung der Sünden. Die Hoffnung der Seligkeit war für diejenigen noch

gewisser, die mit ihren Reichthümern sich selbst in Klöstern begruben; durch ihre Erniedrigung und ihr Geld erlangten sie gedoppelt die Fürbitte der Mönche, dieser Gesalbten des Herrn und des Römischen Stuhls.

So erbärmlich wurden die Menschen in vielen Jahrhunderten durch Religionswahn geleitet; aber verachten kann man sie deswegen nicht, weil Wahn den grossen Haufen immer allenthalben und in Allem leitet.

Eben so andächtig und eben so fromm als in der christkatholischen Kirche wäre man in Japan, wenn die Menge von gottesdienstlichen Personen, Einsamen, und Klöstern Andacht bewiesen. Aber das Verhalten der Japanischen Mönche und Eremiten zeigt, daß man auch zuweilen alte Sünden abwäscht, um neue wieder zu begehen.

Auf dem Wege von Meaco nach Jedo siehet man auf einem einzigen Berge nicht weniger als dreytausend Tempel. In Meaco selbst zählte man,

den geistlichen Hof von Japan nicht mitgerechnet, nur allein zwey und funfzigtausend hundert und neun und sechzig Pfaffen. Seit zwölfhundert Jahren blühet der Orden der Jammabos, oder Bergsoldaten von Japan, die ursprünglich nach ihrer Regel gehalten wären, für ihre Götter und die Religion ihres Landes zu fechten. Ihr Leben ist jedoch eremitisch, und ihre Absicht, die zeitlichen Güter für die ewigen, das Vergängliche für das Unvergängliche, ein bequemes Leben für ein strenges zu verlassen, und die Kasteyungen des Leibes der Wollust vorzuziehen. Trieb und Drang zur Einsamkeit sind jedoch bey ihnen durch einige Bequemlichkeiten gemildert; den diese Eremiten steigen zuweilen im Winter von ihren heiligen Bergen herab, baden sich aber täglich in kaltem Wasser, und nothzüchtigen dann auf der Stelle wenigstens alles, was weiblich ist. Der Trieb zur Einsamkeit und zum Klosterleben soll nur darum in Japan so ganz übermässig seyn, weil dort alle Heiligen, alle Mönche und Eremiten, unter dem

frommen Deckmantel der Weltverachtung, im Dienste des Himmels, so geil leben können, als ihnen beliebt; aber bey den Japanern ist wie bey unsern Bettelmönchen der Trieb zur Einsamkeit nur Vorwand, und nicht Zweck.

Diese lange Reihe von Ursachen des Triebes zur Einsamkeit könnte ich noch mehr zerstückeln. Aber mancher würde mich nicht verstehen, dem es leichter scheinen mag, den Menschen zu predigen, als die Menschen zu begreiffen.

Temperament und Kränklichkeit haben unstreitig bey vielen der angeführten Ursachen einen mächtigen Antheil. Jede wirket darum hundertfach bey dem einen, und wenig bey dem andern. Der stärkste Trieb zur Einsamkeit ist sehr oft ein unläugbares Merkzeichen zerrütteter Organen. Mehr oder weniger gedrückte und gereizte Nerven wirken leider nur zu schnell, zu tief und zu beharrlich, auf unsere Seele und auf unser ganzes Verhalten, um auch nur den geringsten Zweifel übrig zu lassen, daß man nicht

ge-

gerade deswegen so oft wünsche, alleine zu seyn. Menschenscheu und Menschenflucht sind immer im Gefolge der Melankolie.

Der Antheil körperlicher Ursachen an Hang und Trieb zur Einsamkeit wird sich jedoch besser entwickeln, wenn ich die Menschen betrachte, die in den Morgenländern zuerst das Beyspiel einer Lebensart gaben, womit man Menschen auf Felsen und in Wüsten lockte, weg aus der Gesellschaft ihrer Brüder in die angenehmen Wohnungen der Schlangen und der wilden Thiere; und dann auch die Völker, die aus natürlichen Anlagen mehr zur Ruhe und Absonderung geneigt scheinen, als zur Geselligkeit.

Viertes Capitel.

Trieb zur Einsamkeit in den ersten Zeiten der christlichen Kirche, und überhaupt in warmen Ländern.

Unter dem brennenden Himmel und in den schauerichten Einöden von Afrika und Asien hat der Mensch entweder einen weit grössern Trieb zur Einsamkeit aus Melankolie, oder einen grössern Hang zur Ruhe aus Trägheit, als in Ländern, wo die Köpfe weniger warm sind, und die Körper durch Sonnenhitze weniger erschlaffet.

So schnell auch in den Abendländern eine grosse Menge von Klöstern bey der tiefen Nacht einer allgemeinen Barbarey entstand; so viel besser der nordische Körper selbst zur strengsten Möncherey gebaut seyn mag: so wenig wird doch dadurch erwiesen, das Clima habe auf den Trieb zur Einsamkeit keinen Einfluß. Was in Afrika und Asien das Clima oft allein zum Besten der

Möncherey vermochte, that unter dem deutschen und nordischen Himmel die behagliche Absicht in fetten Gotteshäusern, auf Unkosten alter abergläubischer Matronen und vornehmer Verbrecher, heilige Bäuche zu mästen.

Der allmächtige Trieb zur Einsamkeit in Afrika und Asien muß aber zuerst erwiesen seyn, bevor ich seine nächsten Ursachen untersuche. Ich muß die mannichfaltigen und verwickelten Veranlassungen desselben nach ihrer ersten Entstehung und Einwirkung aneinander reihen; ich muß zeigen, daß Schwärme von Mönchen und Einsiedlern in den Wüsten von Egypten erzeugt worden sind, wie Schwärme von Insekten aus Nilschlamm. Juden und Christen, Heiden und Türken, haben in jenen Ländern auch so viel gemeinschaftliches, daß man nicht gleich sieht, wo göttliche Inspiration, oder menschlicher Enthusiasmus und wilde Schwärmerey in die Einsamkeit trieben.

Kleine Republiken von Einsamen entstanden schon unter den Juden, nach den einzelen und

ehrwürdigen Beyspielen des Elisa und Elias, der Kinder der Propheten, die sich Hütten an den Gestaden des Jordans erbauten, dem Gedränge der Städte entwichen, und sich von Kräutern nährten; des Jonadab, eines Sohns des Rechab, und seiner Kinder, die alle in der Einsamkeit lebten.

Fabel oder Muthmaßung erfüllen beynahe die ersten Capitel von jeder Geschichte, die nicht göttlichen Ursprunges ist. Man glaubt, es haben sich nach der ersten Zerstörung des Tempels hier und da einige Juden in wüste und einsame Oerter geflüchtet, und daselbst wegen der Unmöglichkeit des öffentlichen Gottesdienstes ihr Leben nach der viel ältern, und ihnen nothwendig bekannten Art der Egypter in der Beschaulichkeit hingebracht. Wahrscheinlich glaubten in der Folge diese Juden nach einem in Egypten schon eingeführten Lehrsatze, man bringe ohne Tempel und Altäre in milder Ruhe des Geistes und des Herzens dem Herrn ein reines und gefälliges Opfer. Wahrscheinlich ward dieser Glaube von

we=

wenigen nachgehends eine Lehre, weil man doch immer gerne andern anpreißt, was man selbst thut. Wahrscheinlich gefiel diese einmal beliebte Lebensart auch in den bessern Zeiten der Juden, und erwuchs dadurch in die Sekte, die Pythagoräische Grundsätze mit dem Mosaischen Gesetze zusammenzwang. Gewiß ist, daß die Essäer eine Jüdische der Einsamkeit und der Beschaulichkeit sich widmende Sekte gewesen sind, die vieles von den Heiden und am meisten von den Pythagoräern genommen, und dann allmählig sich verbreitet hat durch Egypten, Syrien und Palästina.

Die Lehren und Meinungen der Essäer waren nicht durchaus einstimmig. Alle kamen zwar darinn überein, der vernünftige Gottesdienst bestehe in Stille und Beschaulichkeit, man mache sich Gott durch strenge Tugend gefällig, und zu dieser Tugend bereite man sich durch eine genaue Diät, und andere Prüfungen. Eine Gattung der Essäer hiessen Theoretici; diese lebten in der Abgeschiedenheit, und in beständigem Nachdenken. Eine andere

dere Gattung desselben hiessen Praktici; diese lebten unter sich in Gesellschaft. Einige unter den letztern waren eben nicht gegen die Heyrath; aber setzten ihre Weiber erst drey Jahre auf die Probe, und dann umarmten sie dieselben nur so viel, als nöthig war, um mit ihnen Kinder zu zeugen. Ihr Ehbett war also keusch und unbefleckt. Die meisten blieben jedoch unverehlicht, weil sie die Untreu ihrer Weiber bey solchem Verhalten befürchteten, und Hauskrieg bey dem Mißfallen über Untreu. Die strengsten und nicht zahlreichen Essäer schmachteten in Egyptischen Wüsten, und führten da ein stilles und hartes Leben, um Gott mit voller Fassung des Geistes zu dienen. Diejenigen hingegen, die in Judäa und Palästina wohnten und deren Anzahl auf viertausend gieng, trugen ganz das Joch der Jüdischen Ceremonien.

Ueberhaupt hatten die Essäer keinen Einfluß in die herrschende Religion und Staatsverfassung der Juden. Vermuthlich hat auch deswegen der Heiland der Welt ihrer nie erwähnet, ob sie

gleich durch ihre selbst ersonnene und zum Theil von den heidnischen Weltweisen nachgeahmte Heiligkeit die Einbildungskraft blödsinniger Menschen verleiteten, sich einen Weg zum Himmel zu bahnen, der sie von dem Himmel abführte.

Die Therapeuten waren, wie die Essäer, eine Jüdische in Egypten entstandene Sekte. Sie haben wie diese, nach ihrer Rückkehr unter dem Ptolomäus Philadelphus, in den Gefilden von Judäa Gott allein mit dem Herzen gedient. Nachgehends verbreiteten sie sich auch weit häufiger in andere Länder, vorzüglich in Egypten, und zumal bey der Stadt Alexandrien. Ihre Lehre und ihr Leben hatte einen höhern und weit mehr schwärmerischen und also auch in diesen Ländern weit mehr gefälligen Schwung; denn sie entfernten sich weit mehr von dem Mosaischen Gesetze, und der gesunden Vernunft. Voll widernatürlicher Begeisterung und abergläubischer Träumerey, verliessen sie ihre Weiber, ihre Kinder und Güter, lebten abgesondert in Cellen und

doch

doch beysammen, mehrentheils auf den berühmten Bergen von Nitrien, dem nachherigen Wohnsitz so vieler Christlichen Schwärmer. Neben ihren äusserst strengen Uebungen in der Gottseligkeit, studirten sie da, nach den Lehrsätzen des Pythagoras, Metaphysik, Astronomie und Dichtkunst.

Die Christliche Religion kam durch den Evangelist Markus in Egypten. Er warf die Saamen seines Evangeliums in Alexandrien aus, und dieser brachte Egyptische Früchte. Jesus hatte den grossen Zweck bey seiner göttlichen Religion, daß Menschen unter Menschen gemeinnützig leben; treues Aushalten in geselliger Tugend war nach seiner Lehre der Weg zur höchsten moralischen Vollkommenheit. Aber dieß schien den Egyptischen Christen nicht genug. Sie wollten, weil sie in allem weiter giengen als Jesus Christus, das höchste Ideal aller moralischen Vollkommenheit übertreffen. Ein grosser Kirchenschriftsteller beschuldigt sie sogar, daß nichts ihnen so sehr geschmeichelt habe, als die Kunst selbst

eine Religion, welche sie für göttlich hielten, mit ihren Erfindungen zu bereichern, und über die Vorschriften derselben sich zu erheben; daß sie darum eine Bahn betreten, welche durch neue und rauhe Umwege noch gewisser zu dem Zwecke zu führen und von der Heerstrasse der Laster noch abgelegener zu seyn schien, als die Bahn, die Jesus Christus uns zeiget. Sie vergaßen alle Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft; die Einrichtungen des Schöpfers wurden umgestürzet, die Gaben Gottes wurden undankbar verachtet. Aus dem ganzen Geiste und der ganzen Denkart und allen Geschichtschreibern jener Zeit erhellet, daß die Egyptischen Christen glaubten weiser zu seyn, als der göttliche Stifter ihrer Religion.

Neuersonnen war also ihre Frömmigkeit, wie jener trefliche Schriftsteller sich ausdrückt, der in Absicht auf die wahre und innere Kerngeschichte des Mönchswesens tiefer sah, als alle Obereite in ihren Cellen und Löchern.

Desto mehr Beyfall fand sie unter den vielen schwermüthigen und traurigen Menschen, da diese schon eine natürliche Abneigung gegen alle Annehmlichkeiten des Lebens hatten. Alle diese milzsüchtigen Phantasten strebten immer nach etwas mehr als der Christ seyn soll; denn nur der hieß ein vollkommener Christ, der durch harte Uebungen der Selbstverläugnung aller Menschheit entsagte. Man nannte diese überspannten Egyptischen Männer Asceten, das ist, solche, die sich üben, und deren grosser Lebenszweck war, durch diese Uebung und Vorbereitung tugendhafter und vollkommener zu werden am Geiste und am Leben.

Asceten waren allerdings auch schon die allerersten Christen, wenn man auf die rühmlichen und fruchtbaren Uebungsmittel der Frömmigkeit zurücksieht. Aber der eben angeführte Kirchenschriftsteller zeigt wieder vortreflich, daß kein Stand in der menschlichen Gesellschaft, keine Art von Speise oder Trank, bey den Aposteln Hindernisse der Gottseligkeit hiessen; denn eben dieses

sollte

sollte die grosse Kunst der Christen seyn, der Welt zu geniessen, ohne sie zu mißbrauchen, und durch sie zum Dienste Gottes untüchtig zu werden.

Die Egyptischen Asceten hingegen waren wilde Schwärmer, welche immer mehrere Neuerungen, in guter Absicht und mit geringer Ueberlegung, aufbrachten. Einige trugen den philosophischen Mantel. Viele hielten es für ein sehr verdienstliches Werk, mit ihren Weibern sich blos im Geiste zu vereinigen. Alle übten sich in allem, was die menschliche Natur quälet, damit die Reizungen der Wollüste desto weniger Eingang bey ihnen finden. Sie betheten zwar, wie recht ist; aber sie thaten dabey nichts als fasten, wachen und heulen. Sie züchtigen ihren Leib, und übten sich so lange in der Knechtschaft des Aberglaubens und der Schwärmerey, bis sie endlich die christliche Religion völlig umkehrten. Es war Sitte unter den Egyptischen Asceten, immer zu glauben, sie haben gesündigt, also auch immer Busse zu thun, ohne daß es ihnen die Kirche

befahl, oder sie in Ermangelung dieser Werke von den Sakramenten ausschlos. Sie waren also schon hierinn den Heiden gleich, die sich schmeichelten, durch blutige Zerfetzungen des Gesichts, durch das Sitzen in zerlumpten Kleidern, durch das Wälzen im Staube und die Beschmierung des ganzen Körpers mit Koth, Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Die ascetischen Jungfrauen schämten sich ihrer Weiblichkeit; die Jünglinge entmannten sich, in heiliger Wuth, wegen der mißverstandenen Lehre, wenn dich ein Glied ärgert, so haue es ab. (*)

Bevor

(*) Aus dieser falschen Exegetik entstand, um das Jahr Christi 240, eine noch weit gefährlichere Gattung von Asceten. Man nannte sie Valesier. C'étoient des héretiques fort dangereux, sagt ein französischer Kirchenschriftsteller, car croyant que la concupiscence otoit la liberté, ils soutenoient, qu'il falloit en supprimer la source, en se faisant Eunuques; & ils poussoient leur charité & leur zéle jusqu' à faire Eunuques tous ceux, qu'ils pouvoien attraper. C'étoit la leur bonne oeuvre principale.

Bevor Egyptische Philosophie, dieses berühmte in Alexandrien entstandene Gemengsel aus den Lehren des Pythagoras und Plato, mit Egyptischem Christenthum sich vermengte, und Einsamkeit und Möncherey einzige Bestimmung des Menschen und einziger Lebenszweck in den Augen unzähliger Egyptischer und morgenländischer Unmenschen ward, gab es also schon Leute, die sich von ihren Anverwandten und allem Weltumgang entfernten. Viele von ihnen thaten aber auch dieses nicht, und entsagten nur allem, was den Sinnen schmeichelt, dem Ehestand, dem Fleische, dem Wein, allen nahrhaften Speisen, allem, was nur den Körper angeht. Aber alle wollten ihre Seele reinigen, und sie befreyen von allen Leidenschaften und Lüsten.

Als sodann aller Aberglauben der Neuplatonischen Philosophie ganz mit dem Christenthum zusammenflos, kamen auch in jenes einfachere ascetische Leben mehr Egyptische Fratzen. Plato hatte schon verführerisch genug gelehret: das Leben

des Weisen müsse ein beständiges Bestreben zu sterben seyn, oder den unsterblichen Geist vom zerbrechlichen Leibe zu befreyen. Der einzige Weg, der zur Gottheit hinaufleite, oder das einzige Mittel, was die abgefallenen Flügel der Seele wieder wachsen mache, sey Ertödtung der Sinne und Leidenschaften, und anhaltende Forschung und Anschauung der ewigen Wahrheiten. Der wahre Weise bekümmere sich, von seiner ersten Kindheit an, gar nicht um die Wege, die zu Gerichtshöfen, oder Rathhäusern, oder andern öffentlichen Versammlungsplätzen führen. Er höre und sehe nichts von geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen oder Volksschlüssen, und alles Wetteifern um öffentliche Aemter und Ehrenstellen werde ihm, wie grosse Gastmäler und fröliche Zusammenkünfte, nicht einmal im Traume bekannt. Er wisse nichts weder von der neuern noch ältern Geschichte seines Vaterlandes, und merke es nicht einmal, daß er nichts davon wisse. Er entsage diesem allem, nicht aus Eitelkeit, nicht in der Absicht, selbst mit seiner Unwissenheit zu prahlen, sondern

das

das alles halte er für nichtswürdige Kleinigkeiten, die seine Aufmerksamkeit nicht einen Augenblick verdienen. Der Weise verweile und wandle nur allein seinem Leibe nach unter seinen Mitbürgern, sein Geist hingegen schwebe allenthalben umher, und senke sich entweder unter die Erde hinab, oder hebe sich auch über alle Himmel empor, um die Natur eines jeden Wesens auszuspähen. Müsse er aber sich vor Gericht verantworten, oder vor dem Volke reden, so sey er in der größten Verlegenheit, und werde eben wie Thales, da er in eine Grube fiel, dem elendesten Pöbel zum Gelächter, weil er von allem was zum gemeinen Leben gehört, oder gewöhnlichen Menschen vor den Füssen liegt, gar nichts wisse. Er verachte Hoheit des Standes, unermeßliche durch mehrere Länder fortlaufende Besitzungen, Adel und Alterthum des Geschlechts, ungeheure, von entfernten Vorfahren aufgehäufte, Schätze, als Spielwerke von Kindern, auf die kein grosser himmlisch gesinnter Geist stolz seyn könne. Endlich spotte er aller Künste und Wissenschaften

als unnützer Weibermährchen, diejenige ausgenommen, welche ihn lehre, wie er so geschwind als möglich aus dem irdischen unreinen Wohnsitze der Vergänglichkeit in eine bessere Welt entfliehen könne, wo keine Verwandlung sey, keine Entstehung, und auch kein Untergang.

Hingerissen durch dieses schwärmerische Wortgepränge, begnügten sich die Egyptischen Asceten nicht etwa nur, den ersten allervollkommensten und unserm Heiland ganz nachgebildeten Christen von Jerusalem gleich zu seyn. Solches Christenthum war für sie zu flach. Alle Platoniker, sagt ein tiefer Erforscher der Denkart dieser Zeiten (*), die am Ende des zweiten, und noch mehr

(*) Herr Meiners, Professor in Göttingen, der in seinen Betrachtungen über die Denkart dieser Zeiten, und auch in seiner Geschichte des Verfalls der Sitten und der Staatsverfassung der Römer, gezeiget hat, wie leicht sich deutsche Philosophie mit aller historischen Kunst der Engländer und dem edelsten Styl, unter einer Meisterhand vereinigt.

mehr diejenigen, welche im dritten Jahrhundert lebten, trugen jene Grundsätze des Plato vor, und wurden dadurch nicht nur selbst unbrauchbare Mitglieder, sondern auch Verräther der bürgerlichen Gesellschaft, indem sie derselben junge hoffnungsvolle Männer entzogen. Sie wählten eine Lebensart, wodurch diejenigen, die Lehrer, Aufklärer und Besserer ihres Zeitalters hätten seyn können, weiter nichts wurden als unnütze philosophische Mönche.

Alle diese grübelnden und müssigen Schwärmer lehrten ohne Ausnahme, wie der angeführte grosse Mahler alter Denkart und Sitten zeigt, der Mensch werde nur allein durch das Hinaufsteigen zu Gott glücklich; und zu dieser höchsten Glückseligkeit, zur Wiedervereinigung mit Gott, könne er nie gelangen, wenn nicht alle Bande aufgelöst würden, welche die Seele an die Materie fesseln. Sie behaupteten, der ruhige, in der Stille forschende Liebhaber der Weisheit brauche weder dauerhafte Gesundheit noch Athletenstärke, um der

höchsten Glückseligkeit theilhaft zu werden; denn diese könne man nicht anders erreichen, als wenn man alle Leidenschaften allmählich ersticke, und nichts begehre, oder befürchte, über nichts traure, oder sich freue, was man nicht in seiner Gewalt habe zu erlangen, oder zu vermeiden. Also hatten die neuern Platoniker, sagt der vortreffliche teutsche Philosoph, ganz wunderliche Begriffe von der Vollkommenheit der menschlichen Natur, indem sie Tugenden nicht nach dem Verhältnisse des absichtlichen Guten schätzten, das durch gewisse Fertigkeiten und Handlungen gestiftet wurde, sondern nach dem Grade, in welchem sie uns von der Materie entfernten, und der Gottheit näher brächten.

Solche müssige Grillen und abentheuerliche Phantastereyen flossen nun in Egypten in die Christliche Religion, und verdarben sie bis zur Unkennbarkeit. Philosophirende Christen, die sich vornahmen ein Christlich heiligeres und Neuplatonisch erhabenes Leben zu führen, bestrebten sich, ihre

Seele

Seele durch Beschaulichkeit, Enthaltsamkeit, Einsamkeit und körperliche Qualen von ihrem Körper loszureissen, um sie schon in diesem Leben näher mit Gott zu vereinigen. Ueber alles Irdische weggehoben, von allem, was aus der Welt ihnen noch anhieng, gereinigt, hofften sie sich himmelhoch zu verlieren im Wesen aller Wesen. Zweyerley Frömmigkeit und zweyerley Tugend entstand daher in Egypten. Man war gemein fromm und erhaben fromm; fromm daß es jeder sehen konnte, und fromm daß es nur die Eingeweihten verstunden. Gemeine Christen arbeiteten; erhabene Christen ruhten. Also war eigentlich die träge und lichtscheue Mystik das Produkt aller dieser Schwärmerey, des übel verstandenen Evangeliums, der abentheuerlichen Neuplatonischen Philosophie, und dann auch der brennenden Sonnenhitze, in der sich der Mensch keine grössere Glückseligkeit denket als Kühlung und Ruhe.

Viele Asceten hatten doch vormals noch in ihren Häusern und unter Menschen gelebt. Aber

seitdem sie durch ihre luftige Grundsätze gelernt hatten, aus sich den Platonischen Funken der Göttlichkeit wie Feuer aus einem Kiesel heraus⸗zuschlagen, alle ihre Leidenschaften wie Glas zu zerbrechen, alle Eindrücke der Sinne rein zu zerstören, die Seele probhältig zu ihrem Ur⸗quell zu erheben, und ihr höchstes Gut in nichts zu suchen als in träger Ruhe, sonderten sie sich alle ab von den Menschen. Am Ende des zwei⸗ten und im dritten Jahrhundert, also in den Zeiten der größten Herrschaft der Neuplatoni⸗schen Philosophie, zogen die Asceten aus den Städten in einsame Oerter, und man nannte sie Mönche, das ist, Einsame.

Einige hatten freylich vorher schon einsam gelebet. Aber der grosse Kirchenlehrer Mosheim hält es für gewiß, das viele blos der Egypti⸗schen Philosophie zufolge, die ihnen durch ihre Lehre vorgetragen ward, also in der Absicht die höchste Stufe der Heiligkeit zu erreichen, diese strengere Lebensart wählten.

Sie

Sie lebten nun zuerst in Egypten und nachher in Syrien, in der Entfernung von den übrigen Menschen, entweder beysammen, und wählten sich in hohen und festen Entschlüssen einen Vorsteher, Vater und Aeltesten, nach dessen Führung, Ermahnungen und Beyspiel sie hofften ihren Kampf zu vollenden. Oder dieß schien ihnen auch nicht genug zu ihrem Platonisch mystischen Zweck, weil doch viele befürchteten, durch den Anblick ihrer Brüder, ihre Gespräche, gemeinschaftliche Arbeit und Gebeth, die gänzliche Einkehr der Seele in sich selbst zu verhindern, und die erhabene mystische Ruhe, die sie suchten, zu verfehlen. Darum begaben sich diese in Wildnisse und in die abgelegenen Wohnungen wilder Thiere, wo sie ein hartes, trauriges und trostloses Leben führten. Jene hiesen Cenobiten, diese Anachoreten oder Eremiten.

Cassianus ist der erste Schriftsteller, der als Augenzeuge und aus dem Munde der Egyptischen Mönche alle diese Nachrichten gesammelt hat. Er sagt nach einem dieser Mönche: der Zweck von

jedem

jedem unter ihnen sey eine unbewegliche Gemüthsstille; alles müsse sich in ihm erheben zum geistigen Anschauen Gottes, und zur beständigen Reinheit des Herzens, wodurch man allein Gott sehe; nur Eins müssen Mönche wollen, und dieses Einzige sey Gott. Also war im zweiten und dritten Jahrhundert Mystik der Ursprung aller Möncherey; also war der erste Zweck des Mönchwesens etwas, wovon Millionen Mönche nie gehöret haben und nichts wissen. Also haben Pythagoras, und Plato, und Philo (*), und Egyptens brennende Sonnenhitze und trockner Himmel die Mystik hervorgebracht, und Mystik die Möncherey.

Viele Christen flohen auch in die Wüsten, um den Verfolgungen der Römischen Kaiser zu entgehen, und viele kamen aus den Wüsten nicht wieder zurück. Einer der berühmtesten von denen, welche der Verfolgung des Decius entgiengen, war

(*) Mosheim, der dieß alles in das deutlichste Licht gesetzet hat, findet das ganze System der Mystik bey dem platonisirenden Juden Philo.

war Paulus, der erste Christliche Einsiedler aus Theben gebürtig.

Als das Bedrängniß der Christen in Egypten den Anfang nahm, suchte dieser edle, reiche und gelehrte Jüngling sich an einem entfernten Orte auf dem Lande zu verbergen. Allein da man ihn den Heiden entdecken wollte, begab er sich tief in die wüsten Gebürge; nach einem langen zurückgelegten Wege fand er einen Berg, und an dessen Fusse eine grosse, mit einem Steine verschlossene Höhle. Er gieng hinein, und kam zu einem geräumigen Platz, der oberhalb eine Oeffnung hatte, die ein alter Palmbaum mit weit ausgebreiteten Aesten bedeckte; auch eine sehr klare Quelle, die sich aber, kaum daß sie hervorgeflossen war, wieder in der Erde verlor. Ausserdem gab es in diesem Berge viele Wohnungen, und in denselben verschiedene Werkzeuge zum Münzen, denn zu den Zeiten der Cleopatra nahmen falsche Münzer in diesen Ort ihre Zuflucht.

Hier

Hier wählte Paulus sogleich seinen Aufenthalt. Der Palmbaum gab ihm Kleidung und Speise, die Quelle seinen Trank. Er lebte daselbst unter Gebeth und andern geistlichen Uebungen bis in sein hundert und dreyzehntes Jahr, ohngefähr bis gegen 340. Damals ward er dem Antonius bekannt, der in einer andern Gegend dieser Egyptischen Wüsteneyen eine gleiche Lebensart seit vielen Jahren führte, und eben bey dem Paulus ankam, um ihn, als er gleich darauf starb, zu begraben.

Paulus war also der erste unter den Christen mit Namen bekannt und gerühmt gewordene Einsiedler, der eine Stufe höher stieg als die gewöhnlichen Asceten, in seiner wüsten Einöde allem Umgang mit Menschen ganz entsagte, und seine Höhle niemals wieder verließ. Hieronymus nennt ihn den Urheber des Einsiedlerlebens; aber dieses war eigentlich nur eine Erweiterung und Fortsezung des Lebens der Asceten.

Niemand wird ohne Vergnügen lesen, wie ein teutscher Kirchenschriftsteller, der hellsehende Schröckh, diese neuersonnene Heiligkeit mit seinem philosophischen Auge betrachtet, und mit welchen treffenden Durchblick er das ganze Einsiedlerwesen in wenigen Worten schildert. Wie mußte, sagt Er, der grosse Haufen der Christen den Mann anstaunen, der blos, um desto nachdrücklicher an seiner Seligkeit zu arbeiten, sich großmüthig zum Wilden machte, und für die ganze Welt zum Todten! Wie mußte der grosse Haufen den Mann verehren, der ein ganzes Leben hindurch dem Genuß von allem freywillig entsagte, was die Menschheit für reizend und vortreflich hielt, und dieß alles hingab für unsichtbare Güter; Wie leicht verband man mit den Begriffen von solchen Gesinnungen und Sitten und einer so vollkommenen Heiligkeit die Erwartung wunderthätiger Kräfte. Wie leicht entflammte dann auch der Einsiedler selbst seine Einbildungskraft, indem er so viele für die Welt ihm ertheilte Gaben nicht allein ungenützt ließ, sondern gar erstickte. Es war na-

türlich, daß derjenige, der den ordentlichen Weg nicht betreten wollte, auf welchem andere Christen zu einer reifern Tugend gelangten, auf ausserordentliche Dinge wartete, auch wirklich wähnte, er sehe zu seinem Besten Erscheinungen und Wunder. Der heisse Himmelsstrich von Egypten, Syrien und Palästina, begünstigte durch seine Wirkungen auf den Körper diese schwärmerische menschenfeindliche Frömmigkeit. Mancher ward in die Wüste geleitet durch einen natürlichen Hang zur Einsamkeit und Schwermuth; ein anderer durch seinen ausgetrockneten Leib, oder sein dickes Blut. Verpflichtete sich hier ein Christ zu dieser hohen Selstverläugnung aus Furcht vor den Reizungen seiner Sinne: so gerieth dort ein anderer, dem die Welt wegen erlittenen Unrechts und Verdrusses unausstehlich war, oder der alle Reizungen zu schon begangen Sünden schlechterdings vermeiden wollte, leicht auf einen gleichen Entschluß. Rühmlicher und nützlicher entgieng man freylich der Sünde, durch die Stärke christlicher Gesinnungen, mitten unter den Menschen und der

Ver=

Verführung. Aber manchen Christen konnten auch die kirchlichen Büssungen für die Sünden bewegen, sich in eine Art von Unmöglichkeit zu versetzen, dieselben jemals wieder zu begehen. Doch der Einsiedler betrog sich und seine Bewunderer. Er hoffte der Sünde und jeder Veranlassung zu derselben zu entfliehen, und die Sünde verfolgte ihn bis in seinen wüsten Aufenthalt. Schon die scheinheilige Unthätigkeit, in welcher er ruhte, war eine Uebertretung göttlicher Gebote; und das Herz, womit er die Welt überwand, ward überwunden durch Eitelkeit und Stolz.

Solche Betrachtungen beweisen doch, wie mir deucht, daß ich nicht der Einzige bin, der vor dem Heiligenschein der ersten Einsiedler nicht immer den Hut abnimmt. Vielleicht folgt mir auch, nach dieser von fernher gezeigten Aussicht, der ungedultige Leser izt lieber in die Höhlen und Cellen, die, dreyhundert und fünf Jahre nach Christi Geburt, der heilige Antonius mehr in Ordnung brachte, und mit grösserm Enthusias-

mus belebte. Vielleicht liest man izt mit grösserer Theilnehmung einige Züge aus dem Leben und dem Charakter eines Mannes, der so mächtig auf viele Menschen gewürket hat, und aus dessen Sitten und Lebensart der Weltüberwinder Jakob Hermann Obereit behaupten will, er sey durchaus weder der Melankoliker noch der Schwärmer gewesen, für den man ihn hält, sondern ein heiterer, kerngesunder, und gar nicht überspannter Kopf.

Antonius der Grosse war von Geburt ein Egyptischer Bauer. Einige behaupten, daß er lesen und schreiben konnte, und von andern wird es geläugnet. In seiner ersten Jugend wollte er durchaus keinen Umgang mit andern Knaben haben. Er huckte lieber auf sich selbst in menschenscheuer Gesinnung. Kaum hatte dieser schwarzgallichte Jüngling seine Eltern verlohren, so verschenkte er auch gleich sein beträchtliches Vermögen von hundert und funfzig Morgen Landes an die Bauren seines Dorfes, er verkaufte sein Hausgeräth und gab das Geld den Armen, verließ

nachher Haus und Hof, und zog, zuerst an einem einsamen Ort in der Nähe, sodann von einem Einsiedler zum andern, um sich mit der hohen Tugend bekannt zu machen, wovon er in der Folge seinen Zeitgenossen das Beyspiel gab, und durch sie der Welt die Lehre.

Der Teufel entzündete schon frühe in diesem grossen Heiligen das Feuer geiler Lust. Antonius kämpfte dagegen durch Brodt und Wasser und ein hartes Lager bey Nacht. Um desto kräftiger über Welt und Sünde zu siegen, verbarg er sich, in einer ziemlichen Entfernung von dem Dorfe wo er gebohren war, in ein Grab. Dieser seltsame Aufenthalt schien seine melankolische und menschenscheue Anlage zu vermehren, und ich darf blos erzählen, was seine bewährtesten Geschichtschreiber von ihm sagen, damit man sehe, wie sehr sein Hirn von diesen ersten ascetischen Versuchen litt. Er hatte in seinem Grab beständige Katzbalgereyen mit dem Teufel, wie er glaubte, und er schlug sich bey aller die-

ser Angst und Unruhe in dem engen Gewölbe die Glieder so fürchterlich entzwey, daß man ihn für todt aus seinem Grab in die Kirche des nächsten Dorfes trug. Wahrscheinlich war er epileptisch. Aber kaum kam er in dieser Kirche zu sich selbst, so verlangte er, daß man ihn, seiner Wunden ungeachtet, wieder in sein Grab trage. Augenblicklich war auch der Teufel wieder da; das ist, seine Krankheit befiel ihn wieder. Er ward von neuem verwundet, und behielt seine Wunden lange.

Antonius wollte sich nun mit einem alten Asceten völlig in die Wüste begeben; dieser schlug es ihm ab, weil es etwas Neues wäre. Antonius eilte also allein, in seinem fünf und dreißigsten Jahr, nach der Wüste. Er gieng über den Nil, kam in die Gebirge, und fand da ein altes Casteel, wo er sich noch für zwanzig Jahre einschloß.

Seine Nahrung bestund in diesem Casteel aus altem Brodt, das man ihm alle halbe Jahre

brachte,

brachte, und aus Wasser, das er in seinem Casteel fand. Seine Thür öffnete er weder für die, die ihm Brodt brachten, noch für die, die ihn besuchen wollten. Aber mit Schrecken und Erstaunen hörten diese Leute oft ein fürchterliches Getümmel und Geschrey. Sie glaubten, Antonius scharmuzire mit dem Teufel; aber eigentlich hörten sie nur, wie närrisch er sich zuweilen anstellte, oder wie närrisch Er wirklich in seinem Casteel war. Der Anlauf ward aber doch allmählig, unter den heiligen Mauren dieses verwünschten Schlosses, so groß, daß Antonius endlich, nach zwanzig Jahren, auf vieles Bitten, wie die heiligen Schriftsteller sagen, aber aus Langerweile, wie mir deucht, und offenbar zum Besten seiner Gesundheit, sich entschloß, sein Casteel zu verlassen.

Nun verließ ihn seine melankolische Wuth. Er ward gesellig, unternahm Dinge von wichtigem Zweck, versammelte viele hie und da für sich lebende Einsiedler um sich her, und gewöhnte sie an

eine gemeinschaftliche Lebensart. Sie rückten ihre Wohnplätze näher zusammen, und kamen einander zu Hülfe in ihren Gebetsübungen und in den Bedürfnissen ihres Lebens. Antonius that nun Wunder über Wunder an kranken Körpern und Seelen, und beredete eine grosse Menge von Menschen, sich auch in die Einsamkeit zu begeben, so wenig er sich selbst, im Grunde, der Einsamkeit bis hieher rühmen konnte; denn bey seinem Aufenthalt im Grabe und auf dem verwünschten Casteel war er offenbar nicht recht im Kopfe.

Viele gaben ihm Gehör, und bauten sich Hütten, die man damals einsame Mönchswohnungen (monasteria) hieß, in den dortigen Gebirgen. Ueber alle führte Antonius als gemeinschaftlicher Vater die Aufsicht. Dieser Zug zur Einsamkeit ward immer grösser, und er bevölkerte immer mehr die Wüsten umher. Vielleicht trugen die noch fortwährenden Verfolgungen viel dazu bey; aber als auch die Kirche wieder Frieden hatte, kamen doch noch immer

wieder andere Flüchtlinge aus der Welt in diese Einsiedeleyen. Der Ort, wo Antonius die ersten Einsamen um sich her versammelte, hieß Phaium, und einer seiner ersten, berühmtesten und würksamsten Lehrjünger war der heilige Hilarion.

Hilarion kam aus Neugier, als ein junger Student von Alexandrien zu Antonius, und mit dem Mönchskleid gieng er wieder von ihm weg. Die Melankolie hatte aber anizt dem heiligen Antonius so sehr verlassen, daß er würklich zu gesellig und zu redseelig ward. Dies misfiel dem strengen Hilarion. Unausstehlich war ihm das Gedränge um den heiligeu Antonius her, und alle die Unruhe und aller der Unfug von Leuten, die sich von diesem Gaßner (*) jener Zeit wollten Teufel aus-

(* Gaßner, ein oberteutscher Priester, wie man weiß, hatte vor wenigen Jahren in Oberteutschland den Ruf, daß er eine grosse Menge Krankhei-

ten

treiben lassen, die sie nicht hatten. Hilarion gieng deswegen nach seinem Vaterlande zurück,

um

ten durch Beschwörung des Teufels heile. Es versteht sich von selbst, daß man also den Teufel für die nächste und wesentliche Ursache aller dieser geheilten Krankheiten hielt. Das war viel für unsere Zeit. Aber noch weit seltsamer ist, daß Gaßner wirklich Kranke durch seinen Exorcismus auf der Stelle und für eine lange Zeit geheilet hat, deren Geschichte ich kenne, und die ich und andere weit geschicktere Aerzte als ich bin, nicht heilen konnten. Wir hätten sie auch geheilet, wenn wir solche Einwürker auf die Seelen der Menschen wären, wie doch eigentlich jeder Arzt seyn sollte; denn an den Teufel, als Ursache irgend einer Krankheit, glaube ich nun freylich eben so wenig, als an die Wegschaffung irgend einer Krankheit, vermittelst dieser Wegschaffung des Teufels. Aber daß Gaßner Nervenkranke kurirt hat, durch eine äusserst frappante Herrschaft über Imagination und Nerven des Pöbels, davon bin ich völlig überzeugt. Seltsam genug war es übrigens auch, daß bald nach der Zeit, da Herr Lavater allenthalben die Lehre

von

um da alleine und entfernt von solchem Geplauder zu leben. Antonius schenkte ihm beym Abschied, zum Andenken seiner Freundschaft, einen Schaafspelz; und seine Achtung war auch in der Folge für Hilarion so groß, daß er gewöhnlich den Leuten sagte, die aus Syrien zu ihm kamen, um sich ihre Teufel austreiben zu lassen, warum sie nicht zu den Hilarion gegangen seyen, der eben so gut Teufelaustreiberey verstehe, als Er selbst?

Antonius war nunmehr nicht sowohl eigentlicher Einsamer, als vielmehr Prediger der Einsamkeit, und hochberühmter Teufelaustreiber. Strenge war sein Leben sonst noch immer genug. Auf dem bloßen Leibe trug er ein härenes Hemd,

von der noch immer fortdaurenden Möglichkeit der Wundergaben rege zu machen suchte, dieser katholische Priester in Schwaben und Bayern diesen Spuk erregte, und praktisch das zu thun schien, was Herr Lavater in Zürich exegetisch verhieß.

über dieses einen Mantel von Schaafspelz, und auf dem Kopf eine Kaputze. Schmuzig mag er ausgesehen haben; denn er wusch und reinigte sich niemals, und ließ also den Thierchen, die zwischen Haut und Haaren wohnen, freyes Feld. Er aß wohl zuweilen um drey Uhr des Nachmittages, aber gewöhnlich nur nach Sonnen Untergang, öfters erst nach zwey, drey und vier, auch wohl erst nach fünf Tagen. War er auch alsdann erschrecklich hungrig, so begnügte er sich doch mit sechs Unzen altem trocknem Brodt, das er in Wasser einweichte, und ein wenig Salz. Zuweilen aß er einige Datteln, wenn er Palmbäume fand. In seinem hohen Alter erst durften seine Jünger ihm alle Monate einmal Oliven, Oehl und Gemüse bringen.

Für seine Patienten hielt Antonius Tafel, wie Michel Schuppach in Langnau. Aber bey weitem nicht so gut; denn seinen Patienten und Gästen gab er weiter nichts zu essen, als von ihm selbst gepflanzte, und vermuthlich ungekochte

Kräu=

Kräuter. Bey Tische war Antonius auch wirklich nicht so lustig und amüsant und amüsabel wie Schuppach; denn vor der Mahlzeit sagte er zwölf Psalmen her; er wiederhohlte auch wohl den nämlichen Psalm zwölfmal, und zwölfmal betete er noch zwischendurch. Von Tische gieng er mit seinen Gästen wieder zum Gebete, sagte wieder zwölf Psalmen her, zwischendurch wieder zwölf Gebete; und dann ruhete er aus.

Er schlief auf einer Decke von Rohr, und zuweilen auf der blossen Erde. Aber fast gewöhnlich legte er sich nicht zum Schlafen hin, sondern er wachte und betete durch die ganze Nacht. Anderemale, nachdem er ein wenig geschlafen hatte, stand er um Mitternacht auf, und betete mit ausgestreckten Armen bis zum Aufgang der Sonne, zuweilen bis des Nachmittags um drey Uhr. Er schämte sich, daß er schlafen und essen mußte. Diese Abhängigkeit von seinem Körper und von seinem Magen war ihm so widerlich, daß er sich zuweilen mit den

Brü-

Brüdern zwar zu Tische setzte, aber dann plötzlich aufstand, weggieng, und entweder fastete, oder alleine aß. Ob er gleich fast nicht leiden konnte, daß man ihn essen sah, aß er doch zuweilen mit den Brüdern, nur um Gelegenheit zu haben, ihnen gute Lehren zu geben.

Wenn die Kranken zu häufig auf ihn losstürmten, gieng Antonius abseite, und lebte alleine, so lange er es aushalten konnte. Aber dann hatte er auch, ab und zu, eigentliche und wahre Langeweile, wie man aus verschiedenen alten und heiligen Schriftstellern sieht, die der fromme und gelehrte Tillemont anführt. Als ihn daher dieser Seelentod einst in der Wüste anschlich, beklagte er sich im Gebete zu Gott, er könne aus Langerweile sein Heil nicht befördern. Sofort hatte Antonius eine Erscheinung, die ihn zurecht wies. Er sah sich selbst, sitzend und arbeitend, dann von der Arbeit weggehend zum Gebete, dann wieder sitzend und beschäfftigt, eine Decke aus Palmblättern zu flechten, dann wieder betend.

Der

Der Schluß aus dieser Vision war: das beste Mittel gegen Gähnsucht und Langeweile sey Arbeit. Antonius flocht also nun gewöhnlich Decken. Er beschäfftigte sich auch, wann er sonst eben keine Teufel auszutreiben hatte, mit Ackerbau und Gärtnerey.

Einen damals gar nicht ungewöhnlichen Einfall hatte Antonius im Jahr 312; er verließ plötzlich seine Einsamkeit, und gieng nach Alexandrien, um sich da hinrichten zu lassen. Dies gelang ihm nicht; auch kam er verdrießlich wieder in seine Celle zurück, verschloß sich, wollte nicht ausgehen, wollte keinen Menschen sehen und sprechen. Aber an den Kranken, die ihn noch immerfort besuchten, um von ihm geheilt zu werden, geschahen izt Wunder, wenn sie auch der heilige Doctor nicht sah und sprach.

Lange konnte Antonius jedoch auch diese Besuche nicht aushalten, denn sie störten seine Ruhe, und beleidigten durch die Ehre,

die

die man ihm zu erweisen glaubte, seine Demuth; oder schienen ihm auch läppisch und abgeschmackt, wie es alle Besuche sind, die man berühmten Männern macht, um sie anzugaffen. Er gieng also tiefer in die Wüste hinein, und wählte nah an dem rothen Meer, zum letzten und herrlichsten Ziele seiner Laufbahn, den Berg Colzim. Wasser und Palmbäume fand er da; er säete auch Waizen aus, und machte sein Brodt selbst, damit nur niemand zu ihm komme, unter dem Vorwand, ihm Brodt zu bringen. Uebrigens hatte er auf dem Berge Colzim anfangs keine andere Gesellschaft als eine grosse Menge Teufel, die ihn immer aus seiner Einsamkeit vertreiben wollten, und die gewiß auch gegen die Einsamkeit geschrieben hätten, wenn Antonius hätte lesen können.

Der hohe Colzim lag in der Wüste, die zum rothen Meer führt, zwischen Babylon und Heraclea; aber doch von Babylon durch eine so fürchterliche und unwirthbare Wüste entfernt, daß man für diejenigen eine Cameelpost anlegen

mußte,

mußte, die den heiligen Antonius in der Folge aus den nächsten Städten besuchten, so sehr er sich auch gegen alle Besuche sträubte, und so widerhaarig er auch gewöhnlich die vermaledeyte Brut der nahen und fernen Visitenmacher anblickte.

Sonst war dieser Berg noch angenehm genug, felsigt, hoch, und nur von tausend Schritten im Umkreis. Aus seinem Fusse floß ein kleiner leiser Bach, dessen Ufer eine grosse Menge von Palmbäumen beschatteten. Antonius hatte Weinstöcke da gepflanzt und Bäume, und ein Gärtchen angelegt, und den Acker gebaut. Dies machte ihm viele Arbeit, war aber auch ein herrliches Mittel gegen Langeweile. Gewöhnlich kamen eine Menge Waldesel und andere Thiere der Wüste, um aus dem kleinen Bach zu trinken; aber bey dieser Gelegenheit verheerten sie dann auch das Gärtchen des Antonius, und alles, was er pflanzte und säete. Eines Tages befahl deswegen der grosse Heilige einem Waldesel, der die übrigen führte, er soll stillestehen. Das

thať

that der Esel. Nun gab ihm Antonius einen sehr sanften Hieb mit einem Rüthchen, und dabey befahl er ihm und seiner Gesellschaft, im Namen des Herrn, sie möchten nun ihr Lebenlang nicht wieder in sein Gärtchen kommen. Und die Esel begnügten sich blos, aus dem kleinen Bache zu trinken, und kamen nicht wieder in das Gärtchen.

Antonius der Grosse hatte gewöhnlich seine Residenz in einer engen Höhle dieses Berges, die nicht grösser war als er selbst. Zur Veränderung hatte er sich aber, oben auf dem Berg, noch zwey Cellen von gleicher Grösse in die Felsen gehauen, und mit Thüren versehen. Er begab sich dahin, wenn er sich vor dem Visitenzwang retten wollte.

Dieser überstieg izt wieder alle Begriffe, sobald Antonius wieder aufgespührt war. Es gab Besuche von allen Enden und Orten, von Mönchen und Müßiggängern und Kranken. Den Mönchen gab er vortrefliche Lehren. Die Kranken

curirte

curirte er oft durch die Kraft seines Glaubens und Gebets. Zuweilen curirte er sie aber auch nicht; und dies machte ihn nicht traurig und betroffen, wie ich es wahrlich an seiner Stelle gewesen wäre, sondern er verwies sie, kurz und gut, zur Geduld.

Von dem Berge Colzim gieng Antonius auch wieder oft nach Phaium, wo er seine ersten Schüler um sich her in kleinen Hütten versammelt hatte. Dies geschah aber doch nicht so häufig, als man es verlangte, weil jener Ort von diesem drey Tagreisen und drey Nachtreisen entfernt war, und weil der Weg durch eine Wüste gieng, wo man kein Wasser fand. Alle fünf, zehen, oder zwanzig Tage verließ Antonius seinen heiligen Berg, und begab sich nach einem noch ziemlich von da entfernten Orte, Pispir genannt, wo eine Menge Cenobiten lebten. Hier nahm er gerne Besuch an. Auch fragte er gleich, wann er hinkam, ob Fremde da seyen? Sagten ihm die Mönche ja, so fragte er: sind es Egypter oder

Leute von Jerusalem? Nun logen die Mönche. Denn wenn Leute da waren, die den Antonius nicht für Sachen von Wichtigkeit zu sprechen hatten, sagten sie, es seyen Egypter da; waren es aber Leute von grossem Glauben an den Antonius, so sagten sie, es seyen Leute da aus Jerusalem. Sagten sie, es seyen Egypter da, so befahl Antonius, daß man ihnen Linsen koche und ihnen zu essen gebe; dann fertigte er sie aber mit einem Gebeth und einer kurzen Ermahnung ab. Sagte man ihm, es seyen Leute aus Jerusalem da, so ward er sehr sprachseelig, sezte sich zu ihnen nieder, und schwatzte mit ihnen von Heilssachen die ganze Nacht hindurch. Also war wirklich Antonius gegen Ausländer höflicher als gegen seine Landsleute.

Zuweilen gieng Antonius auch von seinem Berge herab auf entfernte Reisen, und zumal öfters nach Alexandrien, wo viele Unterdrückte ihn um seine Fürsprache bey der Obrigkeit baten. Aber

er

er eilte, sobald er dieselbe angebracht hatte, wieder in seine Einsamkeit zurück.

Einen sehr merkwürdigen Besuch machte er in seinem neunzigsten Jahre bey Paul dem ersten Einsiedler, der schon neunzig Jahre her, allen übrigen Menschen unbekannt, alleine, und verborgen lebte. Der alte Kopf des grossen Antonius ward auf dieser Reise wieder ausserordentlich warm, denn das meiste, was er davon erzählte, zeigt, er habe mit offenen Augen geträumt.

Schon unterwegens wollte Er mit einem Ungeheuer gesprochen haben. Es war halb Mensch, halb Pferd, und bat ihn im Namen eines ganzen Haufens seines gleichen Gott für sie anzurufen. Solche Ungeheuer sieht man nicht, wenn man recht im Kopf ist. Sodann sagte Antonius, habe gleich nach seiner Ankunft ein Rabe doppelt so viel Brodt gebracht, als er sonst dem Paulus seit sechzig Jahren her zu bringen gewohnt war. Aber dies ist noch nicht alles; denn Paulus eröfnete

seinem Freunde, daß sein Ende bevorstehe, und damit er ihm die schmerzhafte Gegenwart bey seinem Tode ersparen möchte, bat er ihn, zur Einwickelung seines Leichnams einen ihm von Athanasius geschenkten Mantel zu hohlen. Als Antonius mit dem Mantel zurück kam, spükte es nun wieder so in seinem Kopfe, daß er nicht etwa den Paulus ganz natürlich todt fand, sondern er sah seinen unsterblichen Theil ganz glänzend zum Himmel aufsteigen, zwischen Schaaren von Engeln und Aposteln. Was aber sterblich an dem Paulus war, seinen todten Körper, fand er in der Stellung eines Betenden knieend. Er beerdigte ihn mit Hülfe von zwey Löwen.

Antonius mußte sich nach dieser fieberhaften Reise doch auch schwach gefunden haben, denn nachdem er wieder auf seinem heiligen Berge angekommen war, wählte er sich zu seiner beständigen Gesellschaft zwey seiner Schüler, damit sie ihm bey seiner zunehmenden Schwächlichkeit einige Dienste leisten.

Unter

Unter den vielen Besuchen, die Antonius theils in dem Kloster Pispir, theils auf seinem Berge hatte, befanden sich auch zuweilen Ketzer. Aber Ketzer, und zumal Arianer, konnte Antonius nicht ausstehen. Einige Arianer besuchten ihn auf seinem Berge, die er auf der Stelle wegjagte. Allen Ketzern überhaupt war Antonius auch so fürchterlich gram, daß er kurz vor seinem Tode noch eine Reise nach Alexandrien that, um den Ketzern da zu fluchen. Auch sogar auf seinem Sterbebette zeigte sich seine Intoleranz noch durch eine kräftige Ermahnung an seine Lehrjünger, womit er ihnen befahl, nie mit keinem Ketzer umzugehen.

Auch von Philosophen hatte Antonius zuweilen Besuch; und diese kamen, um sich über ihn lustig zu machen, und ihn als einen Idioten und als einen Tölpel zu verlachen. Dies mislang ihnen, wie man leicht denken kann. Cassianus erzählet, einige Philosophen, die sich bekanntlich damals sehr mit der Magie abgaben, haben

ihm auch zum blossen Schabernack, eine Menge Teufel vom ersten Rang auf den Hals gehetzt. Aber Antonius war schußfrey, wie man weiß, vor allen Teufeln des ersten und vor allen Teufeln des zweiten Ranges.

Ein paar andere Philosophen spöttelten ihn; er schlug sie aber auf der Stelle damit nieder, daß er ein paar Teufel vor ihrer Nase austrieb. Andere Philosophen fragten ihn, wie er doch ohne Bücher leben könne? Antonius gab erhaben zur Antwort: mein Buch ist Gott und die Natur. Einmal sagte er auch vortreflich: es kommt eine Zeit, da die Menschen Narren seyn werden, und wenn sie dann einen Menschen sehen, der kein Narr ist, so werden sie sich gegen ihn auflehnen, als wäre Er, weil er nicht ist wie sie, der einzige Narr in der Welt.

Eine Anekdote steht in dem Coptischen Märtyrerbuche, woraus man schliessen kann, Antonius habe mehr als einmal recht gute prophetische Blicke

in die Zukunft geworfen. Seine Jünger sassen einst um ihn her, und bewunderten die Menge von Menschen, die sich der Einsamkeit widmeten, und den Eifer, mit dem sie fortschritten auf dem Pfad der Tugend. Wird das auch noch lange dauren, fragten sie den Antonius? Er erwiederte ihnen mit Thränen: ach es wird eine Zeit kommen, da die Mönche, anstatt in Höhlen zu wohnen, nach den grösten Städten ziehen werden; da werden sie sich Palläste erbauen, gut essen und gut trinken, und von den übrigen Weltlingen sich durch nichts unterscheiden, als durch ihre Kleider, durch ihre Kaputzen, und durch den eiteln Stolz auf ihren ersten Stifter.

Ein herrliches moralisches Wort kam auch aus dem Munde des Antonius, als man einem Mönch in seinem Kloster eines Vergehens wegen heftig ausgefilzt hatte. Dieser Mönch gieng nach dem Antonius, um sich über diese Härte zu beklagen; die übrigen Mönche galoppirten ihm nach, um ihn zurück zu zerren, und scholten ihn noch ärger

in Gegenwart des Antonius. Eben war der heilige Paphnutius auch da. Als er diesen Mordslerm hörte, sagte er den Mönchen: ich sah einst am Ufer eines Flusses einen Menschen bis an die Knie im Morast stecken; einige kamen herbey, reichten ihm die Hände, um ihn herauszuziehen, und stiessen ihn in den Morast bis an den Kopf. Das ist nach der Wahrheit gesprochen, erwiederte Antonius; Paphnutius, du verstehst, wie man Seelen rettet.

Aus der Freude, mit welcher ich auch solche edle Züge anführe, wird jeder billige Leser sehen, daß ich nicht unbillig gegen den heiligen Antonius bin. In meinem Leben hat es mir nichts gekostet, von einem Manne, dessen Schwäche ich kenne und zeige, auch das wirklich grosse und gute zu sagen, sobald ich es sehe. Aber die schiefen Köpfe, die den Antonius für einen Mann halten, der Engelsverstand sein Lebenlang hatte, mögen nun freilich auch zusehen, wie sie mit mir fertig werden, da ich ihnen so deutlich zeige, daß es

viele

viele und lange Zeiten in dem Leben dieses berühmten Egyptischen Bauers gab, in welchen er verrückt im Kopfe war.

Thorheit schadet dem Ruhme nicht; denn dessen ungeachtet gieng das Gerücht von dem Heldenleben dieses Bauers bis an den Hof des Kaisers Constantinus, der auch deswegen an den Antonius als an einen Propheten schrieb, und sich einen Besuch von ihm ausbat. Sein Ruhm erscholl über den ganzen Erdboden. Groß und weit verbreitet war seine Herrschaft über die Gemüther der Menschen; und allerdings mußte Antonius, so schwach und elend er auch in seiner Jugend gewesen war, bey mehrern Jahren Nerv und Kraft und gute Lungen haben, um so vielen Menschen die Lust zum Leben wegzuplaudern.

Seine lezte Reise nach Alexandrien beschleunigte wahrscheinlich seinen Tod. Er watschelte hin, um den Ketzern zu fluchen, und Ketzern flucht man nie ohne Galle; die immer gefährlich ist,

und die gewöhnlich in solchem Alter tödtet. Was den Herrn von Voltaire in Paris umbrachte, half sodann auch nicht wenig, wie mir deucht, zu dem Tode des grossen Antonius in Alexandrien. Die Alexandriner waren wie die Pariser ein lustiges, neugieriges, regsames und feuervolles Volk. Ein fremdes Thier oder ein grosser Mann setzten ganz Alexandrien in Bewegung. Auch war bey diesem allerlezten Aufenthalte des Antonius in Alexandrien das Gedränge von Christen und Heiden um ihn her so ausschweifend, daß der arme Sonderling darunter erliegen mußte. Alle Alexandriner wollten den grossen Mann sehen, der so viele Teufel ausgetrieben hatte; und viele berührten nur seinen Rock, in der Hofnung, dadurch werden ihnen auch wenigstens ein paar Teufel abgehen.

So schloß sich also das Ende der langen und glorreichen Laufbahn des grossen Antonius, im hundert und fünften Jahre seines Lebens. Er starb auf seinem heiligen Berge in den Armen

seiner

seiner zwey Mönche, gleich nach seiner Rückkehr von Alexandrien; und hinterließ dem Erzbischof Athanasius (*) einen seiner härenen Röcke, dem heiligen Macarius seinen Stock, und allen Einsamen sein Beyspiel.

Der Name des Antonius ist groß geblieben bis auf unsere Zeit, denn in allen Klöstern wird er angebetet. Als ein Mann, der sich göttlicher Er-

(*) Athanasius, Patriarch und Erzbischof zu Alexandrien, hat seine dankbaren Gefühle für dieses wichtige Vermächtnis verewiget; denn er ist bekanntlich der Lebensbeschreiber des grossen Antonius. Auch verehret die römische Kirche noch izt den Athanasius als einen grossen Heiligen. Dessen ungeachtet nahm ihm im Jahr 335. das Concilium von Tyrus seinen Hirtenstaab. Man beschuldigte den heiligen Mann, er habe ein Mädchen genothzüchtiget, einen Bischof umgebracht, und einen Kelch zerbrochen. Es soll ihm zwar gelungen seyn sich dieser Verbrechen wegen zu rechtfertigen; aber er blieb abgesezt, und man verbannte ihn von Alexandrien nach Trier.

Erscheinungen rühmte, als Wunderthäter, als Muster aller Mönche und oberster Heiliger aller Mystiker, verachtete er natürlicher Weise alle Gelehrsamkeit. Sie war den mystischen Grundsätzen des Mönchsstandes im Wege. Durch einsame Betrachtungen, Gebeth, inneres Gefühl, furchtbare Einbildungskraft und strenge Enthaltsamkeit hofte man zu einer weit vollkommenern Religionserkenntnis zu gelangen, als durch alle Anstrengung der Verstandskräfte. Aber alle diese Vorzüge zur Gottseligkeit sind doch bekanntlich nicht der ächte Geist des Christenthums.

Solche Beyspiele der erhabensten Gottseligkeit, wie Antonius hatte geben wollen, erzeugten bald einen unglaublich grossen Haufen christlicher Sonderlinge und Abentheurer. Egypten, Lybien, Syrien, Arabien und Palästina wimmelten von dieser neuen Gattung von Frommen; sie verbreiteten sich bis in Ethiopien und Abyssinien. Alle waren Lehrjünger des Antonius und Erben seiner hohen Tugend. Jeder bestrebte sich in seinem

Vater=

Vaterlande das Leben und die Kraft seines grossen Lehrers zu erreichen. Einer ermunterte dem andern auf dieser dornichten Bahn; jeder verbreitete, so weit er konnte, diese göttliche Philosophie. Man besuchte aus den entferntesten Ländern die Jünger des Antonius und ihre Schüler. Ihr erhabenes Leben und ihr heroisches Ausdauren bey diesem Leben machte sie berühmt und demüthig; denn diese grossen Männer waren eben so gern unbekannt, sagt Sozomen, als ihre eitelen Nachfolger nach Weltruhm gierig.

Antonius hatte aber nur noch einen kleinen und nicht am häufigsten betretenen Fußsteig zum Himmel ausgefunden. Sein Lehrjünger Pachomius zeigte, wie man glaubt, die breite Strasse; denn er ward in Egypten der eigentliche und erste Stifter aller Klöster in der Christenheit.

Pachomius, ein abgedankter Soldat, aber nach meinem Bedünken ein ungleich vernünftigerer und grösserer Mañ als Antonius der Egyptische Bauer,

hatte,

hatte, seiner Thebaischen Herkunft ungeachtet, die melankolische Hirnwuth seines Lehrers Antonius nicht, so kränklich er sonst war. Er besaß auch mehr erworbene Kenntnisse als Antonius, und verstand durch Inspiration, oder wie man will, Griechisch und Latein. Der Anachoret Palemon ertheilte ihm das Mönchskleid. Auf einem Berge und in einer Höhle lebten sie mit einander alleine.

Pachomius und Palemon lebten von Brodt und Salz. Bisweilen kamen noch einige Kräuter hinzu, bisweilen assen sie anstatt der Kräuter Staub und Asche auf ihrem Brodt. Beten, Nähen und Spinnen war ihr gewöhnliches Geschäfft. Sie verfertigten härene Röcke, theils um sie selbst zu tragen und ihr Fleisch damit zu kratzen und zu kreuzigen, theils um sie zu verkaufen und aus dem erlösten Gelde zu leben und etwas an die Armen zu geben. Wenn sie mitten in der Nacht sich des Schlafes nicht mehr erwehren konnten, trugen sie Sand von einem Orte

nach

nach dem andern, um sich zum Wachen abzuhär-
ten und zum Gebeth. Damit sie nicht schlafen
müssen, beteten sie auch beyde, die Nacht hin-
durch, mit kreuzweise über einander ausgestreck-
ten Armen. Aus dieser Ursache war das die
damals gewöhnliche Art zu beten; nun betet
man noch so in der Messe. Um recht stark zu
werden, gieng auch Pachomius immer barfuß
durch Gebüsche und Dornen.

Ein unbewohntes Dorf auf einer Insel des
Nils, Tabenna genannt, lag nicht weit von der
Höhle, wo diese zwey heiligen Männer wohnten.
Pachomius, der da zuweilen Holz hohlte, bekam
Lust unter diesen Trümmern zu wohnen. Pale-
mon half ihm dort ein kleines Häuschen bauen.
Nun verliessen sie sich, mit dem Versprechen, sich
doch jedes Jahr einmal zu besuchen. Aber der
arme einsame Palemon ward krank. Antonius
der Bauer hätte nun gleich an den Teufel ge-
dacht, und den Kranken exorcisirt; aber Pachomius
hohlte ihm ein paar Aerzte aus der ziemlich nahen

Stadt

Stadt Panopel. Die Aerzte aus Panopel sagten dem Palemon sehr vernünftig, er müsse essen; er aber wollte nicht essen, und starb.

Tabenna blieb izt der Wohnort des Pachomius. Sein Bruder kam aber bald zu ihm, den er seit seinem Abschied von der römischen Armee eben so wenig gesehen hatte als seine übrige Familie. Sie erweiterten gemeinschaftlich ihr Häuschen, in der Hoffnung, mehrere gute Menschen da zu beherbergen. Aber der Bruder starb, und nun war Pachomius wieder alleine.

Da gab es Katzbalgereyen mit dem Teufel. Der arme Pachomius sah nun auch Gesichter; und beydes war natürlich, denn er hatte sich den Schlaf so abgewöhnt, daß er vierzig Nächte nach einander ohne Schlaf zubringen konnte. Bekanntlich kann man nach so langem Wachen und Abmergeln sehen was man will. Da aber dieser gespannte Zustand länger nicht auszuhalten war, hatte Pachomius eine sehr vernünftige Vision, der

zufolge er nun darauf dachte, sich Gesellschaft zu verschaffen. Wer ihn also besuchte und Lust und Liebe bezeugte Mönch zu werden, den behielt er bey sich, und machte ihn zum Mönch.

Also wirklich aus der Langeweile des Pachomius entstand zu Tabenna ungefähr im Jahre Christi 325 das eigentliche, erste regulare Kloster in der Welt. Nur den Namen Kloster (Claustrum) kannte man damals noch nicht, denn die Orientaler hatten noch keine Clausur. Daher versteht man durch das was wir anitzt Kloster nennen, seit dieser ersten Stiftung des Pachomius, ein der Andacht geheiligtes Haus, oder eine zu diesem Zwecke gemachte Verbindung vieler Häuser, wo verschiedene Menschen gemeinschaftlich beysammen unter der nemlichen Regel und in der Abhängigkeit von einem Vorsteher wohnen und leben.

Pachomius ist leider auch der erste Stifter und Vater aller Congregationen und aller Mönchs-

orden, und das verzeihe ihm der liebe Gott, weil doch die Mönche nachmals bekanntlich die größten Apostel des Aberglaubens geworden sind, so wie sie selbst aus dem Innersten des Aberglaubens entsprossen. Vor ihm und nach ihm sah man im Orient nicht verschiedene Klöster eines Ordens, von einer Regel, und unter der Führung eines einzigen Abts; aber der ganze Occident hat diesen Gedanken von ihm. Pachomius stiftete acht solcher Klöster, ausser dem von Tabenna, in der Thebaischen Wüste; und viere kamen bald hinzu.

Seine Mönche waren mehrentheils zusammengeraffte Thebaische Bauren, insgesammt starke und derbe Kerle. Pachomius regierte dieses Gesindel verhältnißmässig nach seiner Derbheit. Die Novitzen mußten jedem Mönch, der ihnen begegnete, vor die Füsse fallen; und der Mönch erwiederte dann das Compliment mit jeder Grobheit und jeder bäurischen Begegnung, um die Novitzen in der Demuth zu üben und

in der Gedult. Dann erhielten sie das Mönchskleid. Lesen mußten sie alle lernen; junge Mönche wurden zuweilen gepeitscht.

Alle Mönche von Tabenna trugen Hemder aus groben Linnen ohne Ermel, die ihnen blos auf die Knie giengen, und um den Leib einen Gürtel. Ueber diesem Hemde hieng ein Mantel aus gegerbtem Ziegenfell, über Hals und Schulter, und von hinten bis unten an die Schenkel. Auf den Kopf und bis an die Schultern setzten sie eine wollene Kaputze. In der Kirche hiengen sie dann noch ein Mäntelchen von Linnen um Hals und Schultern.

Fasten mußten sie nur zweymal in der Woche, aber hungern konnte wer wollte. Die Schwachen erhielten immer ihr Essen zuerst. Ihr gewöhnliches Essen bestand in Brodt, gesalzenen Oliven, Sallat mit Oel und Essig, Feigen und andern Baumfrüchten. Zuweilen erhielten sie eingesalzene Kräuter, zuweilen kleine gesalzene Fische, auch Linsen und anderes Ge-

müse mit Oel gekocht. Wein und Fleisch gab man nur den Alten und den Kranken. Reden durfte man nicht beym Essen, vorgelesen ward auch nicht, und keiner durfte den andern beym Essen ansehen. Allen war deswegen die Kapuze über die Augen gezogen. Eben dieß geschah auch beym Gebeth und bey der Arbeit. Nach der Regel des Pachomius mußte ein Mönch unter Menschen immer einsam seyn, immer seinen eigenen Vorstellungen überlassen, und darum drückte er auch allen seinen Mönchen die Kapuze auf die Nase.

Fremde wurden jedoch in diesen Klöstern freundlich aufgenommen. Mönchen wusch man gleich die Füsse. Auch Weiber nahm man zu jeder Stunde auf, nur wusch man ihnen die Füsse nicht, der Anfechtungen wegen die mancher fromme Mönch gehabt hätte beym Anblick eines schönen Fusses. Man verzeigte darum den Weibern eine besondere Wohnung; auch durften sie in die Kirche kommen, aber nur wenn die Mönche nicht da waren. Anverwandte eines Mönchs konnten

Essen und Früchte mitbringen; dem Mönch war erlaubt ein Weniges davon zu geniessen; das übrige ward für die Kranken aufgehoben. Die Mönche hatten auch Erlaubniß ihre auswärtigen kranken Anverwandten zu besuchen.

Allerley Handwerke wurden von diesen Mönchen in ihren Klöstern getrieben. Das allgemeinste Geschäft von allen war Decken aus Rohr zu flechten. Dieß thaten sie auch sogar in der Kirche. Nur von den Kranken ward keine Arbeit verlangt. Auf den benachbarten Bergen hohlten sie Bauholz und Brennholz.

Zum Unterricht und zum Gebeth versammelten sich alle des Abends, auch in der Nacht, und des Morgens. Die geringsten Fehler wurden hart bestraft, durch Büssungen, und durch die Peitsche. Unverbesserliche wurden aus dem Kloster gejagt. Sprechen durften sie von nichts als von der heiligen Schrift, und von ihren Pflichten. Gewisse Zeiten waren ausgesetzet zu völligem

gem Schweigen. Keiner durfte im Kloster erzählen was er ausserhalb gehöret hatte. Seinen freyen Willen hatte keiner, nichts geschah als auf Befehl.

Vierzehnhundert Mönche hatte schon Pachomius unter sich zu Tabenna, und zusammen bekannten sich bey seinem Leben schon dreytausend zu seiner Regel. Sein Name, der Ruf seiner Tugenden, und der Ordnung und des Verhaltens in seinen Klöstern, verbreitete sich bey vielen Völkern. Man kam aus Armenien, sogar aus dem Occident und von Rom, den grossen Pachomius zu sehen, von ihm zu lernen, und ihn nachzuahmen.

Alle Mädchen in der Welt, die Dummheit, Aberglauben und unmenschlicher Wahnwitz in Klöster einsperret, damit sie da die Welt zertreten, der Natur entsagten, ihr Herz tödten, und ihre unschuldigsten und süssesten Gefühle verdammen lassen von einer runzlichten Domina, alle diese armen und frommen Schaafe, führen

ein solches Marterleben blos wegen einer Grille des grossen Pachomius. Er stiftete das erste Nonnenkloster zu Tabenna. Mit Weibern sprach Er zwar nie, und also wußte er auch wol nicht was Weiber fühlen. Aber seiner Schwester ließ er die Einrichtung dieser Klöster wissen. Also ward auf seinen Befehl das erste Nonnenkloster bey Tabenna erbaut. Es enthielt schon vierhundert Jungfern. Allen ließ er die Haare abschneiden, allen das Gesicht zudecken mit der heiligen Kapuze, diesem grossen Hülfsmittel zur Einkehr in sich selbst. Aber Zanksucht und Weiberwuth wohnteu schon in diesem ersten Mädchenkloster; den Palladius erzählet, eine dieser Nonnen habe eine andere im Zorne eines Verbrechens beschuldiget, und gleich habe sich die Beschuldigte ersäuft und die Verläumderinn erhenkt.

Mañsklöster seines Ordens besuchte Pachomius öfters selbst; und da er in einem frühen Alter schon kränkelte, besuchten sie seine Vertrauten. Er schrieb auch öfters an die Vorsteher. Aber

vor allem aus empfohl er seinen Lehrjüngern, daß sie ihre Versuchungen gleich an die erfahrensten und aufgeklärtesten unter ihren Brüdern entdecken, damit sie von ihnen das wahre Verhalten in Gemüthskrankheiten lernen. Pachomius hatte allzusehr schon selbst erfahren, was Melankolie in Klöstern wirket, und er versicherte feyerlich: viele Mönche haben sich von Felsen herabgestürzet, viele haben sich mit Messern die Bäuche aufgeschnitten, oder sich sonst auf mancherley Weise ermordet (*).

Ein

(*) Auch Gregorius von Nazianzus kannte solche Selbstmörder unter dem Einsamen seines eigenen Kirchsprengels. Er sagt in einem Gedichte, worinn er seine Mönche von Nazianzus seinem Freunde Hellenius, einem Steuerbedienten, empfiehlt: „Die „Diener Gottes fliehen den Ehestand, die Städte „und Menschen. Einige von ihnen wohnen in Klüf„ten und Höhlen; sie suchen Ruhe, die Freundinn „der himmlischen Weisheit. Andere beladen sich mit „Ketten. Manche schliessen sich, gleich wilden Thie„ren, in kleine Hütten ein, wo sie keinen Menschen

„ sehen.

Ein sehr sonderbarer Zug in dem Charakter eines Egypters, eines Heiligen und eines Mönchs, deucht mir der Haß des Pachomius gegen das Uebertriebene. Jeder Mönch war in seinen Klöstern gehalten täglich eine Decke aus Rohr zu flechten; denn von solchen groben und ungeistigen Bauren konnte man nicht verlangen, daß sie, ohne Langweile zu haben, immer bethen. Aber einer dieser armen heiligen Flechter flocht einst

„ sehen. Es giebt Leute unter ihnen, welche zwanzig Tage nacheinander fasten; noch andere, welche ein unaufhörliches Stillschweigen beobachten. Einer hielt sich ganze Jahre in der Kirche auf, und ließ sich in dieser Zeit nicht vom Schlaf überwältigen. Ein anderer begab sich auf den Berg, von welchem Christus gen Himmel gefahren ist, und hier stand er unbeweglich unter Winden, Schnee und Kälte, bis man ihn halbtodt in eine für ihn erbaute Celle brachte. Und was ich ohne Entsetzen nicht sage: um der Gefahr der Sünde zu entgehen, nahmen sich einige Mönche durch Hunger, oder mit einem Stricke, oder durch einen Sprung in Abgründe das Leben.„

zwey Decken in einem Tage, und hieng sie aus Eitelkeit an einen Ort, wo Vater Pachomius vorbeygehen mußte. Der Vater sah sie, runzelte die Stirn, und sprach zu den übrigen Mönchen die ihn begleiteten: seht, wie dieser vom Morgen zum Abend für den Teufel arbeitet, um blos wegen der Ehre täglich zwey Decken zu verfertigen anstatt einer. Sodann ließ Pachomius den armen Sünder rufen, und befahl ihm, in die Kirche und ins Speisezimmer soll er kommen vor alle Mönche mit seinen zwey Decken in der Hand, und sie alle um Vergebung bitten, daß er aus Eitelkeit habe wollen besser seyn als sie. Dies war noch nicht genug. Der arme Mönch ward noch auf fünf Monate in seine Celle eingesperrt; er durfte mit niemand sprechen, sein Unterhalt war Brodt, Wasser und Salz; und er mußte täglich zwey Decken flechten.

So viele Thoren gab es aber in den Egyptischen Klöstern, daß diese sehr vernünftige Strafe nicht half; denn was die Regel nicht gebot, das

thaten

thaten die Mönche doch oft aus Wahnwitz. Ein Mönch in Tabenna übertrieb die Strenge gegen sich selbst mit einem Eifer, den ihm Vater Pachomius oft mit vieler Sanftheit verwies. Er zeigte ihm wie man allzutugendhaft und allzuweise seyn könne aus blossen Stolze. Das sicherste Mittel diesen Stolz zu überwinden, sagte er, sey eine Weile nicht mehr zu thun als andere; also nicht strenger zu fasten, und nicht mehr zu wachen und zu bethen wie sie. Das that der Mönch eine Weile. Aber bald wütete er wieder eben so gegen sich selbst wie vorhin, und knurrte und murrte dabey über den Pachomius, der dieß nicht haben wollte. Dieser gab seinem liebsten Jünger, dem heiligen Theodor, Befehl, daß er den überspannten Mönch, der immer bethete, in seinem Gebethe hindere. Der Mönch empfieng den Theodor mit den derbsten Injurien, und bethete dann wieder in einem fort. Als Theodor ihm noch einmal Vorstellungen gegen dieses übertriebene Bethen machte, hieb ihn der Mönch mit seinem Stock über den Kopf, und es fand sich, er sey wahnwitzig.

Ge-

Gegen Ketzer bezeigte Pachomius keine erleuchtete Verträglichkeit, denn er verbot seinen Mönchen mit Ketzern zu bethen. Für Orthodoxen und Orthodoxie hegte er eine Hochachtung die man ihm verzeihen muß. Die Wunderkraft der Apostel besaß er, wie seine heiligen Lebensbeschreiber sagen; und der Glauben an dieselbe, der so oft wahre Wunder wirket, mag wenigstens seinen Mönchen sehr nützlich gewesen seyn, denn sie waren oft krank. Seine Wunder mißlangen ihm aber auch oft, und deswegen verwies er gerne, wie Antonius, seine Patienten zur Gedult. Ueberhaupt heilte er immer lieber die Krankheiten der Seele durch seine Weisheit, als die Krankheiten des Körpers durch seine Wunderkraft; und man merkt auch wohl, daß er von dieser nicht einmal gerne sprach. Es giebt Geheimnisse, sagte er oft und wie mir deucht ganz vortreflich, die man den Menschen ganz verbergen muß, oder von denen sich nur so viel sagen läßt als fähig ist sie zu erbauen.

Viele trefliche Züge könnte ich aus dem Leben und Charakter dieses gar nicht überspannten Heiligen ausheben. Alle wären Beweise von seiner Vernunft und seinem Wahrheitssinn. Alle würden zeigen, Pachomius sey nach seiner Art ein Weiser gewesen in einer Welt von Thoren.

Die öftern Krankheiten des Pachomius wird man für etwas sonderbares in seinem Leben halten, weil ein eingebildeter Grundkenner der Egyptischen Mönche und Einsiedler, der Weltüberwinder Obereit, mit einer Dreistigkeit ohne Beyspiel behauptet, sie seyen alle kerngesund gewesen. Es ist wahr, und dieß brauche ich gewiß nicht von dem Chirurg Obereit zu lernen: wer sich hart hält wird weniger krank, wenn er nicht in der Lehre bleibt. Dieß that Pachomius, und so rettete er auch vermuthlich oft sein Leben. Aber oft war er doch krank, ob er gleich nicht leiden konnte daß man für ihn sorge, aber hingegen immer selbst zärtlich sorgte für die vielen Kranken, die er, ihrer derben

Leibesbeschaffenheit und seines gar nicht übertriebenen Eifers ungeachtet, immer in seinen Klöstern hatte. Sein Leben war nicht lang. Eine allgemeine Krankheit brach im Jahr 348. in allen Thebaischen Klöstern von der Congregation des Pachomius aus; in sehr kurzer Zeit starben davon mehr als hundert Mönche, und Pachomius mit ihnen, im sieben und funfzigsten Jahre seines Alters, und im fünf und dreyßigsten seiner Einsamkeit.

Sehr unvollkommen hätte ich den im vierten Jahrhundert in Egypten allgemein rege gewordenen Geist der Möncherey geschildert, wenn ich nicht von den zwey grossen Flügelmännern aller Mönche vieles würde erzählet haben, das man hier nicht erwartet. Daß Antonius ein Vater unzählicher Schwärmer ward, befremdet wol niemand: aber leid thut es mir, da Pachomius mehr Enthusiast war als Schwärmer, daß Er dann doch, seiner Mässigung und hohen Vernunft ungeachtet, der Erfinder der Klosterregel und wenigstens der erste Veranlasser des Klosterzwanges ward.

Der

Der Wahnwitz des heiligen Antonius fand im Orient allgemeinen Beyfall. Hingegen war die Klosterregel des Pachomius zu vernünftig, noch zu wenig gegen die Natur, und deswegen in dem schwärmerischen Egypten, so lange sie neu war, zwar schnell und zahlreich befolgt, aber auch bald abgesetzt, und bald vergessen. Noch ruhte zwar der Geist des ersten Stifters eine Weile auf seinen Mönchen nach seinem Tode, und dieß sieht man zumal bey dem Palladius und dem Rufinus. Aber allmählig verlohr die Congregation von Tabenna ihre Ordnungsliebe, ihre Mässigung, und ihre Sitten. Die allzusehr gehäufte Menge der Mönche vermehrte die Nothwendigkeit weltlicher Sorgen, und so gieng alles Gute zu Grunde. Die Vorsteher hatten nicht die Vernunft des Pachomius, daher entstand unter ihnen Rangstreit, ein gewöhnlicher Streit unter Dummköpfen; und so ward ein arbeitsames und heiliges Leben verwandelt in ein Leben voll Zänkerey, Müssiggang, und Verbrechen. Bösewichter allein kamen in den Egyptischen Klöstern zu Ehre und Ansehn,

und diese verfolgten dann die Freunde der alten Tugend. Um so mehr groß und erhaben war aber auch in der Zukunft die Frömmigkeit einzelner Mönche, weil sie ihr armes Leben wegathmen mußten unter unzählbaren Haufen von Schurken.

Antonius, der Egyptische Bauer, war also der Mann der die Welt unter seinen Füssen sah, und dem wilden Enthusiasmus der Egyptischen Christen zu immer keckern und derbern Fortschritten in einer ganz mißverstandenen Religion, neue Kraft und neues Leben gab. Pachomius hingegen hatte durch seine gemässigtere Führung dieses gemildert. Aber allgemeinen Beyfall fand nun einmal in Egypten, und so weit als nur irgend die Christliche Religion in den Morgenländern reichte, die Lehre von der Abtödtung des Menschen durch Einsamkeit und selbstgewählte Qualen. Die Bewohner der Klöster hiessen nun nicht mehr Asceten, ob sie gleich ascetisch lebten, sondern Einsame oder Mönche. Die übrigen nannte man Anachoreten, Einsiedler, oder Bewohner der Wüste.

Eigent-

Eigentlich gab es vier Gattungen Egyptischer Mönche: Cenobiten, Anachoreten, Remoboth oder Sarabaiten, und Herumschweifende.

Cenobiten hiessen solche, die gemeinschaftlich und beysammen wohnten. Man liest ihre ganze Oekonomie bey dem Hieronymus. Sie waren in Haufen von zehn und hunderten eingetheilt. Neun derselben hatten allemal einen Vorsteher. Sie wohnten in Cellen von einander abgesondert, und kamen vor der neunten Stunde nicht zusammen, den Vorsteher ausgenommen, der seine Schaafe besonders besuchte. Nach jener Stunde vereinigten sie sich zum Psalmensingen und Lesen der heiligen Schrift, und zum Gebethe. Hierauf fieng der in der Mitte sitzende Vater an zu reden; keiner unterstund sich nun den andern anzuschauen oder auszuspucken. War die Versammlung geendigt, so gieng jedes Zehend mit seinem Vorsteher zu Tische. Niemand redete dabey; man aß nur Brodt, Hülsenfrüchte, und Kräuter, die man mit Salz würzte und zuweilen mit

Oel. Wein bekamen nur die Alten, für welche auch, und für die Kranken, oft ein Mittagsessen gegeben ward, damit jene gestärkt und diese nicht zu sehr entkräftet werden. Sie standen endlich auf, stimmten einen Gesang an, und kehrten in ihre Hütten (*) zurück, und da führte dann jeder Vorsteher mit dem seinigen bis an den Abend gottselige Gespräche. Da auch des

Nachts,

(*) Dieß ist der eigentliche Name, den man den damaligen Klöstern geben konnte; die Zeiten haben sich seitdem verändert. Mandra hieß der Platz, auf welchen jene Hütten gebaut waren, und dieses Wort bedeutet einen Schaafstall. Gleich den Sammelplätzen der Schaafe hatten diese Mönchswohnungen den freyen Himmel zur Decke, und umher weiter nichts als eine Wand. Die Cellen waren schlechte, enge und aus leichten Materialien zusammengestoppelte Hütten, reihenweise gebaut, und durch Gassen von einander gesondert. Jedes Kloster hatte sodann noch seine Kirche, seinen Krankenspital, einige Haushaltsgebäude, einen Garten, einen Brunnen oder Teich; und alles umgab eine Wand oder Mauer.

Nachts, ausser dem gewöhnlichen Gebethe, jeder auf seinem Lager wachen mußte, giengen die Vorsteher in den Cellen herum, und horchten was jeder mache. Dem Trägen gaben sie keinen Verweis sondern besuchten ihn öfters, und foderten ihn mehr zum Bethen auf. Die Tagesarbeit eines jeden war festgesetzet, und ward dem Vorsteher von jedem Zehend überliefert, der sie an den Haushälter übergab, welcher monatlich dem Abt mit viel Zittern Rechenschaft ablegte. Er kostete auch die zubereiteten Speisen, und sorgte dafür, weil keiner etwas begehren durfte, daß es keinem an der nöthigen Kleidung fehle. Die Kranken wurden von den Alten, an besondern Orten, auf das sorgfältigste verpfleget. Diese Cenobiten lebten sehr einsam, denn sie sahen, wenn ich die Klöster des Pachomius ausnehme, niemand als ihre Brüder, und lebten in einer beträchtlichen Entfernung von allen bewohnten Oertern, mitten in dem dürren und brennenden Sande.

Anachoreten hiessen solche, die alleine lebten, und sich von allen Menschen absonderten, nachdem sie ihr Noviziat unter den Cenobiten ausgehalten, und da versuchet hatten ihre Leidenschaften zu zähmen. Diese verliessen ihre gemeinschaftlichen Wohnungen, und begaben sich blos mit Brodt und Salz in die Wůste.

Remoboth oder Sarabaiten waren, wie Hieronymus sagt, schlimm und verachtet, aber in seiner Provinz waren sie entweder die einzige oder vornehmste Gattung. Ihrer zwey oder drey, nicht leicht mehrere, wohnten beysammen, ganz nach ihrer Willkůhr und unabhängig. Sie lebten gemeinschaftlich von ihrer Arbeit. Sehr viele derselben wohnten in Städten und Schlössern. Alles was sie verkauften, war theuer. Oft entstanden unter ihnen Zänkereyen, weil sie von ihren eigenen Nahrungsmitteln leben und niemand unterworfen seyn wollten. Sie schlichen auch wol, sagt Hieronymus, zu Mädchen; sprachen ůbel von Geistlichen, und assen sich an Festtagen bis zum Brechen satt. Cassianus

sianus redet von diesen Einsamen, als von Leuten, die darum der Klosterzucht und des Gehorsams gegen den Abt sich entschlügen, damit sie desto freyer leben und herumschweifen können; die auch wol in den Städten selbst und in ihrem väterlichen Hause wohnten, und die entweder um viel essen zu können, oder aus Geitz, einen Vorrath auf viele Jahre häuften.

Eine vierte Gattung von Egyptischen Mönchen hiessen Herumschweifende (gyrovaghi), denn sie machten, wie die Domherren die viele Präbenden haben, an jedem Orte nur eine kurze Residenz. Anfänglich hatten sie sich dem Klosterleben gewidmet, gar bald aber, da ihre Demuth und Gedult erkaltet waren, begaben sie sich in abgesonderte Cellen, um da, wo man die Tugend nicht prüft, das Ansehen der Tugend zu erschleichen. Augustinus sagt von diesen verdorbenen Anachoreten, der Feind des menschlichen Geschlechts habe eine Menge Heuchler unter der Gestalt von Mönchen überall zerstreut, die im Lande herumziehen,

nirgends hingesandt seyen, nirgends bleiben, nirgends stehen oder sitzen. Einige von ihnen verkaufen selbstgemachte Glieder der Märtyrer; andere sagen, sie hätten gehört, daß ihre Eltern oder Anverwandten in diesem oder jenem Lande wohnten, und geben fälschlich vor, daß sie zu denselben reisen. Sie betteln von allen, sie fodern von allen, entweder Kosten für eine gewinnsüchtige Dürftigkeit, oder den Werth einer verstellten Frömmigkeit.

Jene Cenobiten, Anachoreten, Sarabaiten, und diese Vaganten, mit einem Worte dieses ganze heilige Gesindel war aus dem Saamen des grossen Antonius erwachsen; alle verehrten ihn als ihren geistlichen Vater, alle erzeugten ihm ähnliche Kinder und Bastarte.

Sein geistlicher Sohn Hilarion war auch noch ein Mann, der hier einen Blick verdient. Man erinnert sich was ihn von dem Antonius entfernte. Seines Geistes voll bewohnte er anfänglich in der fürchterlichen Wüste zwischen Gaza und Egypten

eine

eine elende Hütte, und nachmals eine eben so schlechte Celle, in der er nicht aufrecht stehen konnte. So lebte er zwey und zwanzig Jahre bis sein ausgebreiteter Ruhm Kranke zu ihm zog, die er dann, wie man leicht denken kann, wunderthätig heilte, denn in diesen Zeiten war einer ein schlechter Kerl, wenn er keine Wunder that.

Durch den Hilarion verbreitete sich der Hang zum Mönchsstand überall in Syrien, und zumal in Palästina. Er bekehrte auch viele Heiden zum Christenthum. Er trieb Teufel aus dem besessenen Vieh, und konnte an dem Geruche jeder Sache merken, welchem bösen Geiste oder lasterhaften Besitzer sie angehöre. Hilarion roch noch allenthalben Teufel, auch da wo sie nicht waren, so wie gewisse Leute allenthalben Satiren.

Italicus, ein christlicher Officier zu Gaza, wollte das Volk durch ein Pferderennen belustigen; aber seine Pferde waren steif und wollten gar nicht laufen, denn sein Gegner, ein Heide, hatte

sie behext. Dies roch der heilige Hilarion. Er gab also dem Italicus den Wasserkrug, aus dem er gewöhnlich trank. Dieses Wasser tröpfelte Italicus in seinen Stall, auf seine Pferde, auf seinen Kutscher, auf seine Wagen und auf die ganze Rennbahn, und erhielt mit seinen Pferden den vollkommensten Sieg. Alle Heiden, die dieses Wunder sahen, wurden Christen.

Bischöffe und andere christliche Lehrer, Grosse und Pöbel, auch vornehme Damen zumal, besuchten den Hilarion unaufhörlich, und in Menge. Man begreift wie diese ausserordentlichen Ehrenbezeugungen manchem Einsiedler schmeicheln mußten, und manchen zur Einsiedeley lockten und trieben; und wie ihre eitele Selbstgenügsamkeit und ihr Stolz in armseligen Höhlen und öden Klüften mehr Nahrung fand als in aller Pracht der Städte.

Allgemein und offenbar ward itzt die Sittenlehre des Christenthums verlassen. Es entstanden

Klöster

Klöster überall und unzählige Cellen. Die Mönche besuchten in die Wette den Hilarion, um sich immer mehr in ihren grossen Entschlüssen zu stärken, und wanderten mit ihm, in der nemlichen Absicht, nach allen Klöstern und Cellen. Hilarion hatte gewöhnlich bey diesen Besuchen über zweytausend Mönche in seinem Gefolge.

Aber dann floh er auch wieder, so viel er konnte, das Menschengewühl. Als er einst nach Egypten reisen wollte, und zehntausend Menschen ihn durch ihr Flehen zurück zu halten suchten, aß er sieben Tage nichts, bis sie ihn wandern liessen. Hilarion war glücklicher hierinn als der heidnische Einsiedler Andesius, ein Schüler des Jamblich. Dieser faßte ebenfalls den Entschluß sich der Welt ganz zu entziehen, und sein Leben auf dem Lande in tiefer Einsamkeit hinzubringen und zu beschliessen. Allein der Ruhm, der ihn umgab, war, nach seines Lebensbeschreibers Eunapius Erzählung, so glänzend, daß er ihn auch in seiner Einsamkeit verrieth. Viele nach Weis-

heit dürstende Jünglinge spürten ihn in Cappadocien auf, rannten heulend um sein Haus her, und drohten ihn zu zerreissen, wenn er darauf bestehen würde, so viele göttliche Kenntnisse zu vergraben.

Ammonius, ein anderer Lehrjünger des Antonius, ward der Vater der überaus zahlreichen Mönchskolonie, die sich auf dem Nittischen Gebürge niederließ, und deren Ruhm in der Folge so weit sich verbreitet hat. Er war ebenfalls, wie man leicht denken kann, ein ziemlicher seltsamer Kautz. Seine Anverwandten zwangen ihn, in seiner Jugend, ein Weib zu nehmen. Er verheyrathete sich mit einem schönen Mädchen. In der Hochzeitsnacht hielt er ihr eine lange Rede gegen den Ehstand, und die Folge dieser Rede ist gewesen, daß Mann und Frau aus ihrem Bette weggelaufen und nach der Wüste geflohen sind, wo sie, von einander getrennt, in der Einsamkeit lebten.

Aus

Aus Liebe zur Freyheit und aus Ehrgeist haben viele das Anachoretenleben dem Mönchsstand vorgezogen, und deswegen ist auch wahrscheinlich die Anzahl der Anachoreten noch viel grösser gewesen als die Anzahl der Mönche. Es war doch immer für solche Schwärmer angenehmer, nach eigenem freyen Willen nackt in der Wüste herum zu laufen, oder mit den Thieren des Feldes Gras zu fressen, als sich einer strengen Mönchsregel zu unterwerfen, und aus blosser Langerweile in einem Kloster, auch allenfalls in der Kirche Fußdecken zu flechten, oder das edle Handwerk der Schuhflickerey zu treiben.

Wir haben das Zeugniß Sanct Ephrems des Syrers, daß dieß der Fall der grasfressenden Anachoreten gewesen sey. Sie waren in der Tugend noch schwach, und des Klosterlebens überdrüssig. Die Pflichten die sie gegen ihre Brüder auszuüben hatten, und die von ihnen gefoderte Handarbeit, machten ihnen Langeweile. Sie hofften auch mehr Ehre und einen grössern

Heiligenschein zu erwerben, wenn sie sich einzeln den Menschen zur Bewunderung hinstellten, oder auf allen Vieren krochen, als wenn sie nur den allgemeinen Geruch der Heiligkeit eines ganzen Klosters theilten. Als Mönche hatten sie immer ihre Vorsteher auf dem Halse, und diese regierten zuweilen mit der Peitsche in der Hand; als Anachoreten gaben sie von ihren Handlungen keinem Menschen Red und Antwort. Gras fressen und Freyheit machte also manchem Einsamen mehr Freunde als das langweilige Schuhflicken und Deckenflechten im Kloster.

Aus Ehrgeiz schmachteten in Egypten, in Syrien und Palästina viele Anachoreten unter der Last von Kreutzen und Ketten. Ihre ausgedörrten Glieder waren geschlossen und gehemmt durch Halskragen, Armbänder, Handschuh, und Rüstungen von schweren Eisen. Freyheit war dieß nicht; aber man fiel vor solchen Thoren auf die Knie, und hielt sie für Erzengel Gottes.

Alle

Alle Kleider warfen andere mit Verachtung weg, und einige wilde anachoretische Heilige von beyderley Geschlecht hat man bewundert, weil nichts als ihre sehr langen Haare ihre Blöse deckte. Viele Anachoreten versetzten sich in einen so äusserst rauhen und elenden Zustand, daß beynahe aller Unterschied zwischen diesem menschlichen Vieh und anderm Vieh erlosch. Sie bemächtigten sich der Höhlen wilder Thiere, denen sie sich bestrebten ähnlich zu werden, und härmten sich da, bis man sie entdeckte und ihnen den gebührenden Zoll von Ehrfurcht brachte.

Evagrius sagt in seiner Kirchengeschichte: einige Anachoreten haben in Palästina in kleinen Grüften unter der Erde gewohnt, die nicht grösser waren als sie; Männer und Weiber haben sich in die unfruchtbarsten Wüsteneyen begeben; haben nur eine kleine Decke vor ihrer Blöse getragen; seyen auf allen Vieren gekrochen; haben sich mit Gras und Wurzeln genährt wie das Vieh; seyen weggelaufen wann sie einen Reisenden sahen, und haben sich verborgen.

Mesopodamien war der vorzügliche Wohnsitz der grasfressenden Anachoreten, und diese Lebensart war doch wirklich härter als man glaubt. Sanct Ephrem erzählet, es haben sich, in seiner Zeit, Anachoreten aus dieser Classe in sandigte Wüsten hineingewagt, wo man vollends weder Gras noch Wasser fand. Nach langem Leiden haben diese erhabenen Einsamen nach den Wohnungen der Menschen zurückkehren wollen, aber nun verfehlten sie den Weg. Lechzend vor Durst und abgezehrt durch Hunger seyen sie zur Erde gefallen, und wären da, in der schrecklichen Sonnenhitze wie viele ihres gleichen gestorben, wenn nicht Reisende sie auf ihre Pferde genommen und nach bewohnten Gegenden gebracht hätten. Diese Anachoreten starben nicht, sagt Ephrem, aber sie blieben lange krank.

Noch grösser war der Ehrgeiz und wundersam groß der Name der Anachoreten die nach den Städten kamen, um da, wie Nicephorus sagt, Hurenhäuser zu besuchen und in öffentlichen Bä-

dern

dern mit nackten Weibern sich baden. Evagrius giebt uns Nachricht von dieser Tugendübung. Diese Heiligen, sagt er, behaupten sie seyen toll, und begeben sich in die Städte, auf Plätze wo der größte Zusammenlauf des Volkes ist; sie laufen in die öffentlichen Häuser, essen und trinken da mit allerley Leuten; dann gehen sie auch emsig nach den öffentlichen Badehäusern, wohnen da und waschen sich mitten unter den Weibern; aber über alle Leidenschaft und Fleischeslust so erhaben, ihrer Gewalt über die Natur so gewiß, daß sie weder durch den Anblick, noch durch das Betasten, noch sogar durch die Umarmungen dieser Weiber zu irgend etwas gereizet werden können, das sonst in solchen Fällen Natur ist; denn sie sind Männer, sagt Evagrius, bey Männern, aber unter Weibern auch wahre Weiber.

Beynahe über jeden dummen Einfall und jede neuersonnene Heiligkeit entstand ein allgemeiner Wetteifer unter allen Anachoreten.

Baradatus, ein Syrer, verschlos sich erst in eine kleine Celle; dann gieng er auf einen Berg, und verfertigte sich da ein hölzernes Häuschen, in dem er nicht konnte aufrecht stehen. Er lebte lange gebückt in dieser unbequemen Wohnung, die ihn auch gegen die Winde, den Regen, und die Sonne nicht schützte. Nachher wohnte er, um doch aufrecht stehen zu können, in freyer Luft, aber seine Arme waren immer gen Himmel gestrecket, und er in ein Thierfell eingewickelt, in das er ein kleines Loch geschnitten hatte, um dadurch Luft zu holen.

Jacob, ein gleichzeitiger und wegen seiner Wunderkraft weit berühmter Anachoret, lebte zuerst in einer kleinen Hütte, sonach ebenfalls in freyer Luft. Der Himmel und seine eigene Haut war seine Decke, und er gewöhnte sich an jede Marter von Hitze und Frost. Um seinen Hals und seinen Leib wand er eiserne Ketten; vier andere Ketten hiengen von seinem Halse herunter, zwey von vorne und zwey von hinten; auch seine

Arme waren mit Ketten umwunden. Seine Speise bestand in nichts als Linsen, und er war oft drey Tage und drey Nächte hindurch so sehr mit Schnee bedeckt, indem er auf den Knieen lag und bethete, daß man ihm kaum sehen konnte.

Barsanuph, ein Egyptischer Heiliger und Anachoret, verschloß sich um das Jahr 552. in Palästina in eine Zelle, und funfzig Jahre nachher hatte man Merkmale, daß er noch lebte, ob ihn gleich kein Mensch in diesem halben Jahrhundert sah.

Sanct Simeon Salus, ein grosser Anachoret, stellte sich aus Demuth, als wenn er toll wäre; und bekehrte dadurch in seiner Einsamkeit eine Menge Sünder.

So war der grosse Haufen der Schwärmer beschaffen, die man so viele Jahrhunderte hindurch angebethet hat und noch anbethet, und die uns sogar ein Protestant, der Welt-

überwinder Jacob Hermann Obereit, in seiner Hirnwuth als die allervollkommensten Menschen darstellt, weil alle von ihm verabscheuten Menschenvernunft aus heiliger Hirnwuth entsagten.

Aber in jenen Tagen des allgemeinsten Aberglaubens und der zügellosesten Schwärmerey, da halbe Nationen ihrer Sinne beraubet schienen, ward Christus, der die Menschen in bürgerlicher Gesellschaft mittheilsam, liebreich und umgänglich machen wollte, nicht mehr gehört, oder nicht mehr verstanden. Egypten, Syrien, Palästina, Mesopotamien, Paphlagonien, Pontus, Cappadocien und Armenien, erfüllten nach jenen erhabenen Beyspielen des Paulus, des Antonius, und ihrer wahnwitzigen Nachfolger, in kurzer Zeit Armeen von Menschen, die allen Geschäfften und Annehmlichkeiten des Lebens, allem Umgange sich entzogen, Hunger, Mangel, Kreuz und Qualen litten, und Narren wurden, um sich dadurch den Himmel zu verdienen, oder wenigstens auf Erden durch Müßiggang und Faulheit sich Ansehn und

Ein-

Einfluß zu erwerben. Nicht mehr Neuplatonische Philosophen, sondern Bettler, Landstreicher, Bauren, verlumpte Handwerker, Taglöhner, Sklaven, Kesselflicker, Diebe, Missethäter, alles was dem Hunger, der Armuth, den Schlägen und der härtesten Arbeit unterworfen gewesen, oder vor verdienten Strafen floh, einsiedelte in Egypten oder begab sich in den Mönchsstand. Der schlechteste Spitzbube erwarb sich Ansehn durch ein Mönchskleid; und den größten Verbrecher verehrte man als einen Heiligen, sobald er eine Kapuzze aufsetzte.

Augustinus sagt, viele Mönche haben sich geweigert, mit ihren Händen zu arbeiten, in der Hoffnung, Faulheit bringe auch Unterhalt, und ihr lehrreiches Exempel verdiene schon Belohnung. Aber nicht nur faullenzten diese obereitischen Liebeseinsamen, sondern sie versagten sich auch nicht immer fleischliche Lüste im Stillen. Ihr grosser Freund und Vertheidiger Athanasius schrieb an den Mönch Dracontius, der gegen seinen Willen

zum Bischof erwählt worden: wenn du auch Bischof bist, so kannst du doch fasten und keinen Wein trinken. Wir haben Bischöffe gekannt, die fasteten, und Mönche, die assen: Bischöffe, die sich des Weines enthielten, und Mönche, die ihn tranken; Bischöffe die Wunder thaten, und Mönche die keine verrichteten; Bischöffe, welche niemals geheyrathet haben, und Mönche, die Väter von Kindern waren.

Durch Gesetze war es unmöglich, das Mönchswesen einzuschränken. Die Kaiser hatten sehr oft befohlen, daß amtsfähige Bürger nicht Geistliche werden sollten, um sich ihrer Verbindlichkeit zu öffentlichen Aemtern zu entziehen; und eben diesen Befehl ertheilte Valens im Jahr 373. auch in Absicht auf die Mönche. Einige Liebhaber der Faulheit, heißt es in diesem Edikt, entschlagen sich der Aemter in den Städten und begeben sich in Einöden, wo sie sich mit dem Haufen der einsam Lebenden vereinigen. Finden sich solche Leute in Egypten, so sollen sie aus ihren Schlupfwinkeln

heraus-

herausgerissen und genöthiget werden, die ihnen obliegenden Aemter zu verwalten; oder sie sollen wenigstens ihr Vermögen denen überlassen, welche jene Aemter anstatt ihrer übernehmen.

Valens verfuhr bald darauf gegen die Mönche mit einer Schärfe, die sie hätte biegsam machen sollen. Er gab ein Gesetz, daß man sie zu Tode prügle, wenn sie nicht wollen Kriegsdienste nehmen, oder sich bürgerlichen Aemtern und Dienstleistungen widmen. Viele Mönche verlohren dadurch in Egypten ihr Leben. Kaiser Valentinianus der Dritte machte eine Verordnung, nach welcher kein Knecht, Landmann, oder anderer Unterthan, in die Gesellschaft der Mönche aufgenommen werden sollte, wenn er sich dadurch nur wolle von seiner Abhängigkeit befreyen.

Aber alle diese Gesetze und Verordnungen der Kaiser fruchteten nichts gegen die ungeheure Ausbreitung der Möncherey, und zuweilen nahmen die Kaiser ihre Gesetze gegen die Mönche selbst zu-

rück. Im Jahr 390. gab Theodosius der ältere ein Gesetz zur Beugung der Mönche, und verlangte, daß sie alle für immer in ihre Wüsten und Höhlen zurückkehren. Der Kaiser schien bey diesen Gesetz, zumal die Egyptischen und Syrischen Mönche, im Auge zu haben, die unter dem Vorwand eines blinden Eifers in die Städte kamen, Aufruhren erregten, und den Lauf der Gerechtigkeit stöhrten, auch einen öffentlichen Krieg gegen die Heiden und ihre Götter führten, deren Tempel sie zerstörten. Aber Theodosius bedachte sich bald eines schlimmern, er ließ etwa zwanzig Monate nachher sein Gesetz widerrufen, und bezeugte, es sey ihm abgezwungen worden durch den Anlauf der Obrigkeiten, die voll Vorurtheile gegen diese heiligen Männer seyen; und nun gab Theodosius den Mönchen wieder Erlaubnis herumzuschwärmen, und in die Städte zu kommen, so oft sie dies, nach ihrer Weisheit, für nöthig erachten. Von dem Kaiser Justinianus hat man vollends ein Gesetz, das den Vätern verbietet,

ihre

ihre Söhne, die gegen ihren Willen in den Mönchsstand treten, zu enterben.

So wuchs die Möncherey mit ununterbrochenen Fortschritten. Der Geruch ihrer Heiligkeit war nun einmal bis an den Kaiserlichen Hof gedrungen; manche Kaiserin liebte diesen Geruch; und der Pöbel sah mit eben so viel Erbauung als Erstaunen, Kerle aus Einöden hervortreten, die sich, um ihren Leib desto empfindlicher zu martern, mit eisernen Ketten umhiengen; die ihr aus Ziegenhaaren verfertigtes Hemd, über das die ersten Mönche einen Schaafpelz trugen, auswärts kehrten, in der Hoffnung, sie machen dadurch mehr Aufsehen; und die stolz waren auf lange Haare, lange Bärte, nackte Füsse, und Schmutz in allen Dingen.

Die Griechischen Philosophen hatten auch eine besondere Kleidung, und viele unter ihnen beeiferten sich ungeschliffen, bettelhaft und schmutzig zu scheinen. Sie wurden daher oft von den Stras-

senjungen und dem Pöbel mishandelt. Sehr weise bewafneten sich die Cyniker mit einem guten Stock, womit sie die Hunde und das Strassengesindel abtrieben. Die christlichen Mönche waren Nachahmer dieser alten Philosophen in Kleidung und Aufzug, und manchem schienen sie auch Erben ihrer Lumpen, ihres Stolzes, und ihrer Zanksucht.

Einige Mönche wollten sogar, nach der Weise des grossen Antonius, zur Kränkung ihres Fleisches die Läuse, von denen sie zerfressen wurden, weder fangen noch tödten. Sie übertrafen darinn die Juden, die diese Geschöpfe nur am Sabbath schonten; denn nach dem Ausspruch eines grossen Rabbiners ist derjenige, der eine Laus am Sabbath umbringt, eben ein solcher Verbrecher, als derjenige, der am Sabbath ein Kameel tödtet.

Als daher Athanasius die ersten Egyptischen Mönche nach Rom brachte, kam jedermann beym Anblick dieser lausichten Philosophen ins Lachen.

Alle

Alle diese Lehrjünger des heiligen Antonius erweckten bey den Römern, zuerst, Ekel und Verachtung durch ihren fremden Aufzug, durch ihre Wildheit, und durch ihre Läuse. Der heilige Hieronymus klagte bitterlich darüber, und sagt, man verabscheue diese heiligen Gottesmänner aus Egypten als bettelhafte und hungrige Betrüger, die reiche und vornehme Damen verführen, und ihnen ihre Gesundheit durch Anpreisung einer rauhen Lebensart verderben. Aber wie bald wendete sich das Blatt! Diese lausichten Philosophen erhielten in Rom allgemeinen Beyfall, und wurden eifrigst nachgeahmt, sobald als sie in Rom eine Schule ihrer neuen Philosophie errichteten; denn ihre meisten Zuhörer waren Damen (*).

(*) Viele vornehme Römische Damen hörten auch den Heiden Plotin, als er seinen ebenfalls aus Egypten kommenden Neuplatonischen Schnickschnack in Rom öffentlich lehrte; und eine von ihnen, mit Namen Gemina, nahm ihn vollends zu sich ins Haus.

Vor diesen borstigen und behaarten Egyptern beugte sich nun in Rom jeder, der zu leben wußte, da sie den Damen so äusserst wohl gefielen. Bald fiengen sie auch an, den damals schon sehr eleganten geistlichen Stand zu verdunkeln. Ihr Lob flog von Mund zu Mund bey den Vornehmen. Denkende Köpfe sogar wurden für diese Mönche hingerissen, als sie sahen daß die ehrwürdigsten und gelehrtesten Kirchenväter auf alles Ausschweifende und Ungereimte der Möncherey ihr Siegel druckten, und die größten Thorheiten der Mönche für Beweise der höchsten Vollkommenheit hielten; und daß sie alle Christen ermahnten, mit Bewunderung hinaufzusehen an Mönchskraft.

Der ganze Mönchshaufen, alle diese ungelehrten Schwärmer, alle diese frommgesinnten aber trübseligen Köpfe, alle diese mürrischen und menschenfeindlichen Sonderlinge, alle diese stolzen Heuchler, wären zwar bey der falschen Richtung ihrer äusserst angestrengten Kräfte vor dem besser erkannten Licht des Evangeliums bald verstummet

und

und verschwunden. Aber auch Männer von der ersten Geistesgrösse, ein Basilius, ein Gregorius von Nazianzus, ein Chrysostomus, traten in den Mönchsstand, oder versuchten wenigstens diese rauhe Lebensart. Ob sie gleich dieselbe nicht aushielten, und aus Kränklichkeit bald die Einsamkeit wieder mit der Welt vertauschten, so blieben sie doch eifrige Vertheidiger des Mönchslebens und der Einsiedeley; ihre Schriften und Reden rissen die Menschen stromweise in die Einsamkeit.

Johannes mit dem goldenen Munde, oder gewöhnlich Chrysostomus genannt, Erzbischof und Patriarch in Constantinopel, ein Mann von dem größten Ansehen wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner Beredtsamkeit, und seiner ehrwürdigen Sitten, beförderte mit dem äussersten Eifer diesen allgemeinen Hang für geistliche Abentheuer. Er war selbst in seiner Jugend darauf ausgegangen, ob sich gleich seine Mutter der Ausführung seines Vorsatzes durch ungemein rührende Vorstellungen widersetzte. Diese vornehme, reiche und edle Frau

war bald nach seiner Geburt Witwe geworden, und hatte ihn unter vielen Beschwerlichkeiten mit der äussersten Sorgfalt erzogen. Nun bat sie ihn weinend, und auf demselben Bette liegend, auf welchem sie ihn zur Welt gebahr, er möchte sie doch nicht zum zweitenmal zur Witwe machen, und erst ihren Tod abwarten, eh er seinen unchristlichen und grausamen Entschluß vollstrecke. Sie sagte dem jungen Schwärmer, er beleidige Gott auf eine leichtsinnige Weise, indem er seine Mutter undankbar verlasse. Chrysostomus, der dies alles selbst erzählet, glaubte, er sey Gott mehr schuldig, als seiner Mutter. Ohne das allergeringste Bedenken übertrat Er die kindlichen Pflichten der Ergebenheit, des Gehorsams und hülfreichen Beystandes. In der Mönchsmoral kannte man die Lehre von den Pflichten gegen die Eltern nicht. Chrysostomus begab sich bald nach dem Jahr 370. von Antiochien auf die benachbarten Gebirge, und lebte da als Mönch völlig getrennt von der Welt und seiner Mutter.

Dem schwärmerischen Chrysostomus war indessen doch bey seinem raschen Unternehmen etwas bange. Er erkundigte sich vorher sorgfältig, ob er auch in seiner Einöde täglich frisches Brodt bekommen könne; ob er nicht etwa einerley Oehl werde gebrauchen müssen zum Essen und zur Lampe; ob man ihn nicht nöthigen werde zu graben, oder Holz und Wasser zu tragen. Er sey mit einem Worte eben so begierig, sagte er, nach Ruhe in der Einsamkeit, als viele Mönche seiner Zeit in ihrer Einöde nach einem Ueberfluß von irdischen Bedürfnissen.

Chrysostomus hielt aus Ursachen, die ich am Ende dieses Capitels anzeige, das Mönchsleben nicht allzulange aus. Aber ein grosser Beförderer desselben blieb er stets, empfohl es in Schriften und Predigten durch die prächtigsten Lobeserhebungen, und wachte auch über seine Aufführung mit einer Strenge, die demselben sehr nahe kam. Seine Talente, seine Lage in der Welt, und sein viel vermögendes Ansehen machte es

ihm nun äusserst leicht, in den Köpfen und Herzen des ansehnlichsten Theiles der Christenheit, die Liebe für die Möncherey immer mehr zu entzünden. Nach seiner Rückkunft aus der Einsiedeley ward er in Antiochien Presbyter, und predigte da mit hinreissendem Beyfall. Eutropius, der Staatsminister des Kaisers, hatte ihn predigen gehöret. Als daher der Erzbischof und Patriarch in Constantinopel gestorben war, erinnerte sich Eutropius den Prediger, den er in Antiochien so sehr bewundert hatte. Aus Besorgniß, das Volk möchte den grossen Mann nicht gerne aus Antiochien wegziehen lassen, ertheilte Eutropius heimlich seinen Befehl an den Statthalter von Syrien; und man brachte den Chrysostomus ingeheim und schnell auf einem Postwagen von Antiochien nach Constantinopel. Der kaiserliche Hof, die Clerisey, und das Volk rechtfertigen die Wahl des Ministers; als Heiliger und als Redner übertraf der neue Erzbischof die feurigste Erwartung.

Er war in der Schule des berühmten Redners und Philosophen Libanius erzogen, und zur höchsten Beredsamkeit gebildet. Libanius hielt ihn schon als Knaben würdig, einst sein Lehramt zu vertreten, und er beklagte, daß er ihm von den Christen aus seiner Schule weggestohlen sey. Mit dem Geiste der grossen Männer Griechenlands und Roms trat also Chrysostomus in Constantinopel auf die Kanzel. Unstreitig gab er seinen Religionsvorträgen noch dadurch mehr Gewalt und Nachdruck, daß er als Prediger und Patriarch, bey sehr vielen guten Eigenschaften, starke Züge aus dem Mönchscharakter behielt. Er war nüchtern und enthaltsam; aber auch zanksüchtig, eifrig, leer von aller Weltklugheit und Verstellung, unvorsichtig, und ungebunden frey im Tadel von Personen des höchsten Ranges. Mit unerbittlicher Strenge verlangte er Ehrbarkeit und Zucht bey Mönchen, bey Geistlichen, und bey Layen. Er war sehr fertig, Bannstrahlen loszuschiessen; sehr geneigt, allen Umgang zu vermeiden, und sich

von allen Pflichten der Geselligkeit loszureissen; dem Anschein nach verdrießlich, unfreundlich, trotzig und stolz für Leute, die ihn nicht sehr genau kannten. Untadelhaft war aber immer seine Tugend, und groß sein Wohlthun, denn aus den reichen Einkünften seines Amtes, die seine Vorfahren zu Pomp und Wohlleben verschwendet hatten, errichtete er Hospitäler; sein strenger und feuervoller und unerbittlicher Geist kannte also doch auch Güte und Milde. Das Volk, für dessen Heil er so sehr sorgte, gab den eindringenden und treflichen Predigten seines Erzbischofs grössern Beyfall als allen Belustigungen des Theaters und des Cirkus. Seine Sprache war schön und warm, und unerschöpflich an allem, was eine Rede belebet, hebt und schärft; er führte die Herzen wohin er wollte, und lenkte jede Leidenschaft zu seinem Zweck.

Ein solcher Heiliger und ein solcher Redner predigte von seiner Kanzel in Constantinopel den Christen: ein Mönch geniesse mehr Ansehen als die Fürsten selbst; in jeder Stadt bewundere man

ihn, in seinem elenden und zerrissenen Kleide, als einen Engel vom Himmel; niemand sey so mächtig wie ein Mönch; niemand könne und dürfe den Fürsten Verweise geben wie Mönche; vor ihnen müssen die Mächtigen der Erde weichen; jeder Vater werde groß und hochgeachtet, wenn er Mönche zu Söhnen habe; das Mönchsleben sey die einzige wahre Philosophie; Chöre der Engel, in menschlichen Körpern hervorleuchtend, sehe man auf den Gipfeln ihrer heiligen Berge; ihre Stille und Anbethung sey so rein als das Leben Adams vor dem Falle; Cellen in der Wüste seyen zwar Trauerhäuser, wo man nichts erblicke als Einsamkeit, aber auch ungestörte himmlische Ruhe; und jeder solle hinein eilen, um die heiligen Füsse der Mönche zu küssen.

Aber mit noch weit mehr Gewalt, gleicher Beredsamkeit, grösserer Kenntniß der Menschen und der Sitten, alles wegreissendem oder alles niederwerfendem und zermalmendem Eifer sprach, schrieb und wirkte der heilige Hieronymus für den Mönchs-

stand. Sehr mangelhaft wäre diese kurze Uebersicht des Triebes zur Einsamkeit in den ersten Zeiten der Kirche, wenn ich hier nicht einen etwas scharfen Begriff von diesem Heiligen und diesem Feuerkopf gäbe. Die Sinnesart der Charakter, und das ganze Verhalten des Hieronymus haben so viel grosses, und dann auch wieder so viel menschliches, daß man gerne verweilet bey so vieler Leidenschaft, Bewegung, Thätigkeit und Kraft; und das man gerne etwas näher mit diesem so äusserst berühmten Kirchenvater bekannt wird, weil er bey allen seinen Fehlern doch ein sehr grosser Mann war, auch in vielen Dingen ein edler naiver und lieberaler Mann, der überaus vieles sagt wie es ist.

Hieronymus kam um das Jahr 342. in Sclavonien zur Welt. Seine Eltern waren Christen, und schickten ihn sehr jung nach Rom, wo er mit grossem Eifer studirte, und dann nebenher auch ziemlich liederlich lebte. Lateinische Sprachkunst, Beredsamkeit und Philosophie ergriff und faßte

sein

sein feuervoller Kopf schnell und leicht; aber Virgil und Cicero machten ihn nicht gleichgültig für den Anblick schöner Mädchen. Indessen besuchte er des Sonntags die Gräber der Apostel und Märtyrer, und wanderte gerne in den Catakomben umher. Von Rom kam er nach Gallien, auch an den Rhein, und sodann nach Aquileja, wo ihn ein unvermutheter Wirbelwind, wie er sagt, nach den Morgenländern trieb.

Vorerst besuchte er noch einmal sein Vaterland. Dann verließ er, um des Himmelreiches willen, sein Haus, seinen Vater, seine Mutter, seine Schwester die etwas liederlich war, seine Anverwandten; und was er noch, nach seinem eigenen Geständniß, für das traurigste hielt, eine vortrefliche Tafel. Die Bibliothek, die er sich in Rom gesammelt hatte, nahm er auf den Rücken. So kam er durch Thracien, Pontus, Bithynien, Galatien, Cappadocien, Cilicien, und fand endlich in Syrien den Fleck, wo er wünschte als Anachoret zu leben.

Ein fleischliches Vergehen war höchst vermuthlich der Wirbelwind, der den heiligen Hieronymus so ganz unerwartet nach Syrien verschlug. Wollust war sein größter Feind. Er gesteht auch aufrichtig: man ändere mit seinem Aufenthalte nicht seinen Sinn, sein Feind sey mit ihm nach Syrien gegangen; und er leide da, in seiner Einsamkeit, noch weit mehr als nie von dem Unzuchtsteufel.

Das läßt sich begreiffen. Aber der heilige Mann sagt es auch selbst rund heraus: er habe aus Furcht vor der Hölle Italien mit einer weiten von der Sonne verbrannten Wüste vertauscht; in diesem schrecklichen Wohnsitz der wilden Thiere, der Schlangen und der Mönche, vier Jahre ganz mit Christo und mit Büchern gelebt, vier Jahre da gekämpfet gegen unbändige Fleischeslust, und garstige Gedanken.

In dieser rauhen Einsamkeit dachte Hieronymus: nun kann ich alles was ich will. Er hatte gelesen, daß demjenigen, der glaubt, alle Dinge

möglich sind. Also kämpfte er in einem fort gegen den Teufel denn er mitgebracht hatte; und wagte sich sodann in seiner Höhle an die Auslegung eines Propheten, den er nicht verstand. Als in der Folge diese Auslegung grossen Beyfall gefunden, sagte dann doch Hieronymus selbst sehr ehrlich: kein Buch in der Welt sey so schlecht, das nicht irgendwo ein dummer Leser lobe.

Ein Mann von Genie, wie Hieronymus unstreitig in einem sehr hohen Grade war, konnte aber dieses rauhe und wilde Anachoretenleben nicht lange aushalten. Vielerley Krankheiten befielen ihn in seiner Höhle. Von Natur war er schon schwächlich, auch wenn er sich sonst wohl befand; aber in seiner Syrischen Einöde kam er um alle Kräfte seines Körpers. Er verfiel durch langes Fasten und Wachen in ein langwieriges Fieber; er ward äusserst mager; seine Glieder wurden kalt, und kaum fühlte er noch Lebenswärme in seiner Brust. Sein Kränkeln brachte ihn aber wieder zur gesunden Vernunft, denn das Anachoretenle-

ben fieng ihm an zu mißfallen. Er sagte, die Freunde die bey ihm waren, haben ihn verlassen, weil sie hätten lieber wollen mit Thieren leben als mit den Anachoreten der dortigen Gegend. Er selbst beklagte, daß er sich nicht mit ihnen flüchten könne theils wegen seiner Krankheit und theils wegen des beschwerlichen Winters.

Dieß war nicht Anachoretensprache, aber es ist Thatsache und Geschichte. Hieronymus verließ endlich die Syrische Wüste, gieng nach Antiochien, und da machte man ihn zum Priester. Sodann begab er sich nach Constantinopel, und im Jahr 382. wieder nach Rom, wo er drey Jahre als Geheimschreiber des Pabst Damasus lebte, und nun die Wunder that und die Welterfahrung erwarb, wofür ich ihm hier mit schwacher Feder dieses kleine Denkmal errichte.

Die geheimen Secretaire der Päbste sind zwar gewöhnlich lose Vögel. Aber das war Hieronymus nun nicht mehr, und doch gefiel er den Römischen

mischen Damen ganz ausserordentlich. Marcella, eine sehr vornehme, und wie es scheint auch eine sehr schöne Römerin, nahm ihn zu sich in ihren Palast; und der fromme Tillemont, der dieses Verhältniß mit einer schönen Frau für den ehmals so fleischlich gesinnten Hieronymus von Bedeutung hielt, sagt, die Paläste der vornehmsten Römischen Damen seyen damals so groß gewesen wie Städte, und also habe Hieronymus auch mit allem Anstand bey der heiligen Marcella wohnen können.

Sein Ruf machte die vornehmsten Römerinnen nach seinem Umgang gierig. Aber seiner anachoretischen und also etwas widerhaarigen Sinnesart wegen, mußten doch diese Damen sehr seltsame Damen seyn, wenn Hieronymus sich entschliessen sollte irgend eine von ihnen zu sprechen.

Sie mußten kein Roth auflegen; mußten sich schon dte Augen halb aus dem Kopfe geweint haben; mußten hungern können; mußten schon dürr

und mager seyn durch langes Fasten; mußten in schmutzigen Kleidern gehen, und Psalmen singen vom Morgen bis in die Nacht.

Kein Weib gefiel mir, sagt Hieronymus, die ich essen sah. Eine Menge Römischer Jungfern umgaben mich zuweilen; ich erklärte ihnen die heilige Schrift. Wir kamen zu diesem Zwecke oft zusammen. Das öftere Beysammen seyn zeugte Vertraulichkeit, und Vertraulichkeit zeugte Freundschaft. Aber meine Feinde sollen mir beweisen: ich habe mit irgend einem dieser vornehmen Mädchen etwas unanständiges unternommen; ich habe gelitten daß eine einzige ihre Reichthümer mit mir theile; ich habe nicht alle ihre grosse und kleine Geschenke verworfen; ich habe bey einer Einzigen die Verwaltung ihrer Gelder mir angemasset; ich habe jemals liederliche Discurse bey ihnen gewagt; ich habe jemals bey ihnen dahin gesehen, wohin man bey Mädchen nicht sehen soll (*); ich sey jemals in

(*) Hier lügt der heilige Hieronymus. Allerdings hat er dahin gesehen, wohin man bey Mädchen nicht sehen

in die Häuser der Weltkinder gekommen; ihre seidenen Kleider, ihre Juwelen und ihre bemalten Gesichter haben mich jemals verblendet?

hen soll, denn Alles was irgend an Mädchen, oder auch an schönen Weibern für Weltkinder bemerkenswerth ist, sah Er mit Adlersaugen, und sagt es so gut, so wahr, so schön, so treffend, und so sehr in Allem der Natur getreu, daß mir schwarz und grün vor den Augen wird, wenn ich in den Schriften eines so heiligen Mannes auf solche Gemählde falle. Zum Exempel. In seinen Vermahnungen de vitando suspecto contubernio, an eine Mutter und Tochter in Gallien, schrieb Hieronymus, aus Bethlehem, an die Tochter: „Mädchen, was soll aus dir „werden, wenn du gesund bist, fein, fett und roth, „bey schmackhaften Speisen und köstlichem Wein, im „Bade, unter Ehmännern und Jünglingen? Thust „du auch das nicht, wofür sie dich ansprechen, so „freust du dich doch, und denkst es sey ein Beweis „deiner Schönheit, wenn du angesprochen bist. Deine „Kleider seyen auch noch so bescheiden, braun von „Farbe, ohne Falten, und ohne den langen Schlepp,

Dem heiligen Hieronymus kann man alle diese trutzigen Herausfoderungen nicht verdenken, denn bey

„ durch den man immer länger und schöner scheinen „ will, so ist es doch arg genug, wenn du mit Fleiß „ an deinem Rock etwas Aufgetrenntes nicht achtest, „ damit von innen heraus etwas erscheine, das Mäd- „ chen gerne sehen lassen, weil es schön ist. Es ist „ doch arg genug, wenn du weite seidene Hosen „ trägst, damit du durch ihr Geräusch, wenn du gehst, „ Jünglinge zu dir lockest. Es ist doch arg genug, „ wenn du deinen Busen durch Binden und Gürtel „ heraufzwängst. Es ist doch arg genug, wenn dei- „ ne Haare in Locken auf die Stirne fallen, oder seit- „ wärts auf die Ohren. Es ist doch arg genug, wenn „ du dein Mäntelchen zuweilen fallen läßt, damit dei- „ ne weisse Schultern in ihrer schönen Nacktheit er- „ scheinen, und du dann, als wenn du das nicht zu- „ geben wolltest, geschwinde verbirgst, was du mit gu- „ tem Willem entblösset hast. Es ist endlich doch arg „ genug, wenn du auf den Gassen, wie es in unzüch- „ tigen Häusern Sitte ist, gleichsam aus Schamhaf- „ tigkeit dein Gesicht verschleyerst, und dann doch im- „ mer zeigst, was am meisten gefällt.“

bey Freunden und Feinden war er seiner brennbaren Natur wegen in Verdacht. Uebrigens suchte er doch bey dem schönen Geschlecht weiter nichts, als daß sie, kurz und klein, alle Nonnen werden.

Niemand hat sich jemals so wie Er beeifert, das schöne Geschlecht wenigstens zu frommer Einsamkeit zu bereden; und niemand hatte jemals eine grössere Kraft die Weiber an sich zu ziehen als Er. Wo diese Kraft den Egyptischen Mönchen überhaupt saß, weiß ich; aber wo sie eigentlich dem Hieronymus saß, weiß ich nicht recht. So viel sehe ich doch, daß ein Feuerkopf Weiber immer führen kann wohin er will, wenn er dunkel auf ihren Verstand und lebhaft auf ihre Empfindung wirket. Wer dieß kann wie Lavater, dessen Herrschaft ist immer groß in der Welt, und das konnte Hieronymus.

Vielen Römerinnen vom Stande gab er Unterricht, und wer Gelegenheit hat feuerfänglichem Damen in irgend einer Sache Unterricht zu geben,

kommt immer weiter als man glaubt. Hieronymus war berühmt als der gelehrteste Ausleger der heiligen Schrift den damals die Kirche hatte, und selbst der Römische Bischoff Damasus zog ihn darüber zu Rath. Er war berühmt wegen seiner unsterblichen Schriften, wegen ihrer malerischen und hinreisenden Beredsamkeit, wegen des hohen Schwunges seiner Gedanken, der Schärfe seiner Blicke, und der Kraft und des Gewichts seiner Worte. Jedermann erwartete in Rom, Hieronymus würde nach dem Tode des schon fünf und siebenzig jährigen Damasus Pabst werden. Die schöne Marcella, in deren Palast er wohnte, die als Witwe in den Nonnenstand trat, und zur Errichtung mehrerer Klöster in Rom das meiste beytrug, war seine erste Schülerin; und man weiß was das bedeutet, wenn man eine schöne und vornehme Frau auf seiner Seite hat.

Der Marcella folgte gleich die erhabene Paula, eine sehr reiche, ebenfalls sehr vornehme, und ebenfalls sehr feuerfängliche Dame aus der Fami-

tie der Gracchier und Cornelier, übrigens Witwe, und Mutter von fünf Kindern. Sie konnte der unüberwindlichen Beredsamkeit des Hieronymus nicht widerstehen. Der entheiligende Name einer Schwiegermutter Gottes (*) verführte sie, und das war der Triumph des Hieronymus, ihres geistlichen Vaters. Ihr Name ist groß und denkwürdig geworden in der katholischen Kirche.

Zuerst gieng sie in ein Römisches Kloster, um sich da in allen Werken der Demuth zu üben. Dann warf sie ihre seidene Kleider weg; schenkte Alles, was sie von ihren Reichthümern verschenken konnte, den Armen (**), und

ent-

(*) Socrus Dei war ein sehr gewöhnliches Compliment, das Hieronymus der Paula machte.

(**) Diese Enthusiasterey war in Rom nicht neu, und auch nicht blos den Christen eigen. Plotin bewunderte und empfahl allen seinen übrigen Freunden, als ein nachahmungswürdiges Muster eines ächten Weltweisen und Philosophen nach Neuplatonischer

oder

entsagte allen Eitelkeiten der Welt. Fasten, Lesen und Bethen war ihr beständiges Geschäft. Anstatt ihre Tage in wollüstigen Bädern hinzubringen, und sich mit wohlriechenden Wassern zu waschen, anstatt ihre Reichthümer und ihren Wittwenstand den Wollüsten, der Pracht, der Coketterie und der Liederlichkeit zu weihen, lebte sie im Sack und in der Asche. Ihr größter Ehrgeitz war gerade nach den Wüsten hinzugehen, wo Paul der Eremit und der grosse Antonius ihr hohes Leben schlossen. Aber dieß konnte sie nun freylich nicht für sich alleine: und eben so wenig wäre es schicklich gewesen mit dem Hieronymus aus dem Lande zu laufen.

Paula

oder Egyptischer Art und eifrigen Suchers der Wahrheit, einen Römischen Senator Rogatianus, den seine Lehren und Beyspiel so gänzlich umgekehrt hatten, daß er allen seinen Sclaven die Freyheit schenkte. sein ganzes Vermögen abtrat, das Amt eines Prätors, das er erhalten sollte, aufgab, und nicht einmal in seinem eigenen Hause wohnte, sondern bey seinen Freunden schlief, und speißte.

Paula trieb in ihre Tochter Eustochium eben den Enthusiasmus, mit dem sie Hieronymus ansteckte. Als aber diese schon ihren ehemaligen zierlichen Anzug weggeworfen hatte, wagte es Prätextata, ihre Tante, ihr die Haare wieder aufzuputzen, und sie kostbar auszuschmücken. Aber Hieronymus versichert, gleich in der nächsten Nacht sey der Prätextata ein Engel erschienen, und habe ihr mit fürchterlichem Gesichte verkündigt, ihre gottlosen Hände werden verwelken, sie werde ihren Mann und ihre Kinder verlieren, und selbst nach fünf Monaten in die Hölle fahren; welches dann auch, wie man leicht denken kann, geschah.

Die schöne Eustochium ergriff mit Liebe den hohen Gedanken der Abgeschiedenheit von der Welt. Sie empfand bald einen unwiderstehlichen Trieb zum ehelosen und einsamen Leben; und man schrieb Hieronymus an sie, zu ihrem Unterricht und zu ihrer Stärkung, seinen berühmten Brief über die Festhaltung der Jungfrauschaft.

Dieß war nach den damaligen Sitten in Rom nicht eine leichte Sache. Hieronymus hatte bey diesem Briefe zur Absicht, die Eustochium hauptsächlich zu warnen, daß sie bey ihrem Ausgange aus Rom nicht das Schicksal von Loths Frau habe. Er räth ihr vorerst beständige Furcht und demuthsvolle Vorsichtigkeit, wegen der Schwäche des Fleisches. Gott kann alles, sagt Hieronymus, aber eine gefallene Jungfrau kann Er nicht wieder in die Höhe bringen. Er gesteht selbst, rund und frey, in seinem erstorbenen Körper sey das Feuer unzüchtiger Begierden auch in der Zeit aufgelodert, da er sich aus Furcht vor der Hölle zu brennendheissen Wüste und zur elendesten Nahrung und Lebensart verdammte; aber Er habe den Unzuchtsteufel durch anhaltendes Gebeth, Thränen, Fasten von ganzen Wochen, und die rauheste Einsamkeit bezähmt.

Geilen Gedanken müsse man nicht nachhängen, sondern sie in ihrer ersten Entstehung unterdrükken. Darum müsse auch eine Jungfer, die ihre

Jung-

Jungfrauschaft festhalten wollte, den Wein fliehen wie Gift. Geiz und andere Laster können wir eher bezähmen als die in uns eingeschlossene, mit unserer Natur verwebte Fleischeslust. Mäßigkeit im Essen sey auch gut für eine Jungfer; der Schöpfer finde zwar kein Vergnügen an heulenden Eingeweiden, aber nichts erhalte doch besser die Keuschheit.

Hieronymus erzählet sodann der Eustochium die Sitten des christlichen Roms, vor vierzehnhundert Jahren. Es verdrösse mich, sagt er, dir zu offenbaren, wie viele Jungfern täglich fallen. Aber auch die meisten christlichen Wittwen wirst du sehen ihr böses Gewissen hinter lügenhaften Kleidern verstecken. Würde auf den Gassen ihr dicker Bauch, oder in ihren Häusern das Kindergeschrey sie nicht verrathen, so dächte man, sie seyen heilig und keusch, und sie trippelten dann mit erhabenem Haupte, unverschämtem Gesicht, und hüpfenden Füssen durch die Gassen. Einige Wittwen nehmen Getränke ein, um sich unfrucht-

bar zu machen, und also morden sie, was noch nicht gezeuget ist. Einige wollen ihre Leibesfrucht durch gewaltsame Mittel abtreiben, und tödten oft ihre Leibesfrucht und sich selbst. Für Keusche ist alles keusch, sagen diese Damen, darum kann man mit reinem Herzen auch alles essen, was Gott erschaffen hat, und wenn man das Herz erfreuen will, auch sich betrinken.

Eustochium, habe du keinen Umgang mit jenen Weibern. Auch nicht mit Wittwen oder Mädchen, die bey Männern geistlichen Trost suchen, und fleischlich mit ihnen leben. Auch nicht mit jungen Ehfrauen, wegen der geilen Fragen und Erzählungen, womit sie sich die Zeit vertreiben, wenn sie sonst nichts zu sagen wissen. Geh auch nicht in die Häuser vornehmer Damen, die von Schmeicheln wimmieln; wo man den ganzen Tag frißt; und wo man Geistliche sieht, die durch ein ernsthaftes und gesetztes Wesen diese Damen erbauen und zur Ehrerbietung gegen sich erwecken sollten; aber

die anstatt dessen die Damen erst zärtlich küssen, und sodann die Hand ausstrecken, als ob sie ihnen den Seegen ertheilen wollten, und damit für ihren Besuch ein Geschenk empfangen.

Blasse und von Fasten ausgezehrte Jungfern sind die besten Gesellschafterinnen für dich. Lieben muß zwar der Mensch immer etwas, aber die geistliche Liebe muß die fleischliche überwinden. In deinem Bette mußt du sagen, des Nachts suche ich Ihn, den meine Seele liebt; aber ausgehen mußt du nie bey Nacht. Du mußt deinen Bräutigam nicht auf den Gassen suchen, noch deinen Buhlen in den Winkeln der Stadt. Verhüllet mußt du immer gehen vor frechen Augen. Es scheint zwar hart, die Natur zu zwingen, Menschen ein Engelsleben abzupressen, und was uns angeschaffen ist, zu verdammen. Enthaltsamkeit war vormals nur eine Regel für Männer; aber derjenige, den Engel im Himmel anbeten, verlangt nun auch Engel auf der Erde.

Eine Jungfrau, die nicht heyrathen will, muß durchaus an nichts denken, was nicht jungfräulich ist. Sie muß sich hüten vor jeder unanständigen Rede, vor jedem unanständigen Buche, vor jedem unanständigen Gedanken. Schlechte Gesellschaft von jeder Art muß sie fliehen, zumal jene andächtigen Heuchlerinnen, die ihr Gesicht verstören, damit es scheine, als wenn sie sich mit Fasten quälen; die immer seufzen, wenn sie glauben, daß man nach ihnen sieht, und dabey die Augen niederschlagen, oder nur verstohlen unter ihrem Schleyer hervorschielen; die im dunkeln Kleidern gehen, indeß da ihr Magen erhitzet ist durch Speisen; oder, die sich die Haare abschneiden, ein grobes Kleid auf dem blossen Leibe tragen, und eine meisterlich gemachte Kaputze auf dem Kopf, und aussehen wie Eulen und Uhus.

Aber auch heuchlerische Männer mußt du fliehen, zumal die frommen Kerle, die sich mit eisernen Ketten umhängen, Bärte haben wie Böcke, schwarze Mäntel, und nackte Füsse. Dieß alles

ist vom Teufel. Solche Heuchler, die sich traurig stellen, und die mit Sünden beladenen vornehmen Weiblein bethören, sobald sie den Zutritt in ihren Häusern haben, gab es vormals in Rom, und solche giebt es auch anizt. Ich schäme mich zu sagen, was sie dann ferner bey diesen Bethschwestern unternehmen, und schweige lieber; damit es nicht scheine, ich schmähe, da ich nur warne.

Fliehen mußt du die geistlichen Schurken, die sich für Kirchenämter bewerben, um nur freyer an die Weiber zu kommen. Ihr höchster Wunsch ist blos schöne Kleider zu haben; dann wollen sie auch lieblich riechen; wollen, daß ihre Schuhe gut sitzen; zieren ihre Finger mit glänzenden Ringen; kräuseln sich die Haare mit warmen Eisen; und damit ihre schönen Füsse gelegentlich nicht naß werden gehen sie immer auf den Zehen. Einige von ihnen verwenden ihr Leben und ihren Fleiß bloß darauf, die Namen der vornehmsten Damen zu wissen, ihre Wohnungen zu erfragen,

und ihre Neigungen auszukundschaften. Einen unter denselben, der in dieser Kunst der größte Meister ist, will ich dir kurz und treffend schildern, damit du desto leichter die Schüler in dem Bilde ihres Lehrers erkennest.

Er steht eilig und mit Anbruch des Tages auf, um seine Visiten abzulegen. Dazu bedient er sich des kürzesten Weges; er stürzt beynahe, eh die Damen vom Schlafe erwachen, in ihre Zimmer. Sieht er unter dem Hausgeräth etwas kostbares und seltenes, so streicht er es heraus, bewundert es, beguckt es von allen Seiten; und indem er der Dame zu verstehen giebt, er wäre eines solchen Hausraths benöthigt, preßt er es ihr eher ab, als daß sie es ihm gutwillig giebt; denn die Damen schämen sich, einen Stadtläuffer zu beleidigen, der aus einem Hause in das andere kommt, und weiß, was in jedem vorgeht. Diesem Kerl ist Keuschheit eine Aergerniß, und Enthaltung eine Thorheit. Sein Maul ist grob und frech, und immer zu schmähen bereit. Wohin

hin du dich wendest, siehst du ihn immer zuerst Alle Stadtneuigkeiten erfindet Er, oder macht sie schlimmer und grösser.

Erinnere dich immer, daß du mitten unten Fallstricken wandelst; und daß vielen alten Jungfern von unbezweifelter Keuschheit, noch ganz nahe vor ihrem Tode, die Keuschheitskrone aus den Händen fiel.

Wie die Pest mußt du Mädchen und Wittwen fliehen, die aus Müßiggang und Neugier den ganzen Kreis unserer alten Matronen besuchen, alle Schaamröthe wegwerfen, und nichts als Schwätzerinnen und Schmarotzerinnen bey Vornehmen sind. Diese Schwätzerinnen und Schmarotzerinnen sorgen für nichts als ihren Bauch und was dem Bauche zunächst liegt, indem sie sagen: ach gebrauchen doch Ihr Gnaden, was sie haben, und geniessen sie das Leben, weil sie leben! Wie die Pest mußt du auch die Weiber fliehen, die sich gerne betrinken und geiler Natur sind, und

in alle Ohren alles Böse einflüstern, und eiserne Köpfe zur Wollust erweichen. Aber dies alles kann dir nichts helfen, setzt endlich der orthodoxe Hieronymus hinzu, wenn du dich nicht über alles und vor allem aus bestrebest, daß du den wahren Glauben behaltest, denn alle nicht orthodoxen Jungfern sind Huren.

Kaum kann man sich vorstellen, welchen Eindruck in Rom dieser häufig abgeschriebene und bald in der ganzen Stadt bekannt gewordene Brief an die Eustochium machte. Man muß eine Weiberepidemie gesehen haben, um fähig zu seyn, sich die allgemeine Wuth zu denken, womit man izt von allen Seiten über den Hieronymus herfiel. Die ganze Stadt schrie, dieser Brief ist eine Satire! Einen riß denselben dem andern aus den Händen; eine Gesellschaft schnatterte es der andern zu, es seyen Portraite in in dem Briefe! Jedermann bewies mit dem Briefe in der Hand, hie, da, dort, und dort und da, sey die, der, diese und jener gemeint!

Viele liederliche Damen von hohem Stande erkannten sich selbst in manchem Zuge, und betrachteten den Hieronymus nicht etwa als einen Freund, der sie warnte, sondern als einen öffentlichen Verräther ihrer Ungebundenheit.

Manches hätte man vielleicht dem Hieronymus nicht so schrecklich übel genommen. Aber verzeihen konnten ihm doch die Römischen Wittwen und Jungfern nicht, daß er hatte sagen dürfen, sie sollten unter sich und nicht in Männergesellschaften leben. Das war genug, um ganz Rom aufrühriscb zu machen, und alle Menschn so aufzubringen, daß sie alle auf den Hieronymus mit Fingern wiesen. An solche starke Wahrheiten war man gar nicht gewohnt; so unwidersprechlich sie auch sonst denen schienen, die sie in der Stille wogen. Es war auch dabey nicht ein geringes, den falschen Mönchen und der ehrwürdigen Geistlichkeit in die Augen zu greiffen; und dann samt und sonders, die allgemeine Eigenliebe zu beleidigen, die Thorheit zu entlarven, die Dummheit

aufzudecken, das Laster auszupeitschen. Rom war schon damals als der Hauptsitz der Aufklärung in der Religion und der besten christlichen Sitten in größtem Ansehen; und mitten aus Rom heraus machte Hieronymus diese stolze Stadt der ganzen christlichen Welt zum Spott.

Die Heiden, die Abtrünnigen von der christlichen Kirche, die Verfolger, alle, die den Namen der Christen haßten, schrieben in die Wette den Brief des Hieronymus an die Eustochium ab. Er schilderte in demselben Leute von allen Ständen, von jedem Rang, Glieder der Kirche und des Staats, und am allermeisten die Weiber, als ein niedriges Volk. Er wieß, daß alle Verbrechen, welche die Heiden den Christen vorwarfen, und welche diese als die ärgsten Verläumdungen abläugneten, nicht nur völlig gegründet, sondern weit schlimmer waren, als die Heiden dachten.

Hieronymus hatte dann auch schon manche Römische Familie gegen sich aufgebracht, und er

hatte

hatte schon hie und da auch vor seinem Briefe an die Eustochium schon manche vornehme Dame beleidigt. Man hieß ihn schon lange einen Weiberverführer und einen Zauberer. Darum schlugen sich izt alle Gecken, alle Schöpfe, alle Halbköpfe, der grosse Haufen der Idioten und der Wahrheitshässer, wie gewöhnlich, zur Partey der Damen. Alle Weiber und alle Damen selbst waren bereit, dem Hieronymus die Finger abzuschneiden, die Augen auszukratzen, den Bart auszurupfen.

Alle die elenden und armseligen Neidhammel und Schmarotzer in Rom, die sich durch nichts eine Existenz zu geben wußten, wollten in dieser Epidemie nun auch merkwürdig werden, und machten trotzig und in Schaaren, mit hervorgedrücktem Kinn, dem Hieronymus Knipse. Alle schrien, einen solchen unklugen Kopf müsse man nicht dulden, der sich unterstehe, vornehmen Leuten die Wahrheit zu sagen; brandmarken müsse man einem vermessenen, der sich erdreiste, Damen um deren Gnade sich sonst jedermann be-

werbe, in öffentlichen Schriften, wie den Teufel an die Wand zu mahlen; man müsse ihn durch den Profos aus der Stadt jagen lassen; man müsse ihn zu den Scythen verbannen.

Weg war nun aller Ruhm des Hieronymus; weg war alle Achtung für seine Gelehrsamkeit, und für seinen Geist. Solche, die dem heiligen Mann noch heimlich die Hände küßten und ihn umarmten, wenn es niemand sah, scholten ihn izt in allen öffentlichen Gesellschaften, und freuten sich, wenn man ihn schmähte und seine Ehre zerriß. Sogar seine Wirthin und Freundinn, die heilige Marcella, warf ihm vor, er mache sich selbst unnöthigen Verdruß, und sollte sich schämen, solche Dinge zu schreiben, wenn auch andere sich nicht schämen, sie zu thun. Marcella hätte ihm gerne die Hand vor dem Munde halten mögen, damit er schweige. Aber das that Hieronymus nicht; denn seine Schriften hieß man nun dummes Zeug; und man miethete, dies durch

ein

ein witziges Blatt zu beweisen, einen Witzling, mit Namen Bonasus (*).

Tausend Römische Damen trippelten und hüpften frohlockend, mit dem Blatte in der Hand, um ihre Mönche, Diakone und Buhlen umher, als es, ihrer Meynung nach, dem witzigen Kopfe Bonasus gelungen war, den heiligen Hieronymus zu persifliren. Hieronymus begnügte sich, den Bonasus, in einem Briefe, der noch vorhanden ist, zu warnen. Aber er warnt ihn, mit einer Milde, als wenn er ihn scalpirte.

Es giebt Aerzte, die man für grausam hält, schreibt Hieronymus an den lieben Bonasus: aber grausam ist es nicht, brandigtes Fleisch mit dem Messer wegzuschneiden. Verabscheuen muß man die heilende Hand nicht, wenn man an sich selbst verabscheut, was faul ist. Die Wahrheit ist bitter, und die Laster sind süß. Wenn die geistlichen Aerzte in die Sünden hineinschneiden, so ermahnen

(*) Bonasus heißt auf teutsch ein Auerochs.

nen sie doch eigentlich nur zur Busse. Wer Lasterhafte anklagt, macht sich immer viele Feinde. Zeichne ich geschwätzige Narren, so werden diese freylich ihre Thorheit gewahr. Bonasus ist zwar nicht der Einzige in Rom, den ich in die Nase hieb. Er ist nicht der Einzige, der mit grossen und leeren Worten prahlt aus aufgeblasenen Backen. Wenn ich sage, Schurken seyen in Rom geehret, lieber Bonasus, so mußt du das nicht übel nehmen, da du dich für keinen Schurken hältst. Verlache ich einen Advokaten wegen seiner nicht einen Heller werthen Beredsamkeit, so soll dich das, lieber Bonasus, nicht schmerzen, weil du beredt bist. Wenn ich gegen geitzige Priester auffahre, so kann ein armer Schelm, wie Bonasus, sich darüber nicht erzürnen. Spreche ich von Eulen und Uhus und Egyptischen Wunderdingen, so kannst du nicht glauben, ich spreche von dir. Trift meine Feder wie ein Dolch jedes Laster, so sollte Bonasus nicht schreyen, ich bin verwundet, und dann handgemein mit mir werden wollen, und dann doch immer brüllen: Hiero-

ronymus schreibt Satiren! Wenn ich sage, daß es Furien giebt, so kannst du doch fromm wie ein Schaaf seyn, lieber Bonasus. Willst du immer böse werden, wenn ich auf häßliche Menschen schelte, und willst du dafür mich immer wieder schelten, so will ich dir, lieber Bonasus, aus dem Persius vorsingen: ach hätten doch Könige und Königinnen den witzigen Bonasus zum Schwiegersohn, möchten doch alle Schönen dem Bonasus nachlaufen, möchten doch Rosen wachsen unter allen Tritten des Bonasus. Oder möchtest du, und dies ist mein letzter und bester Rath, um allen Menschen beredt und schön zu scheinen: nie deine Zunge hören lassen, und nie deine Nase zeigen.

Mausestill wurden alle Damen, Weiber, Gecken, Halbköpfe, Idioten und Neidhammel in Rom, nach dieser kleinen Warnung an den Bonasus. Aber Hieronymus und Paula und Eustochium hatten nun einmal die tiefste Verachtung für Rom; und so entschlossen sie sich alle drey

diese

diese Narrenwelt zu verlassen, und in eine heilige Einsamkeit zu ziehen. Lobenswerth wäre auch dieser Entschluß gewesen, hätte es nur in den Köpfen der Paula und des Hieronymus auf dieser Reise nicht selbst ein wenig gespückt.

Hironymus packte, wie natürlich, zuerst ein, und gieng alleine nach dem Orient. Aber Paula entschloß sich, es koste was es wolle, ihr Leben ihm zur Seite zu beschliessen. Sie schenkte ihren Kindern nun fast ihr ganzes übriges Vermögen; entriß sich ihren ausgestreckten Armen; brach durch alle Hindernisse, mit gesenktem rauhem Blick; und segelte mit ihrer Tochter Eustochium in die Morgenländer, um als eine heilige Ziegeunerin durch Meere und Länder zu schwärmen.

Sie küßte in Cypern die Füsse des heiligen Epiphanius. In Palästina und Egypten besuchte sie mit ihrem lieben Hieronymus nun wieder vereinigt, alle Mönchswohnungen und alle heiligen Oerter mit brennender Andacht. Sie betete

vor

vor dem heiligen Kreuz, als sähe sie den Herrn noch daran hängen. In seinem Grabe küßte sie den Stein der Auferstehung. So durchzog sie ganz Palästina mit steten Erinnerungen an alle Begebenheiten des Lebens Jesu, seiner Apostel, und aller Heiligen. Sie sah die Gräber der zwölf Propheten, die Stadt Samaria, und das Grab Johannis des Täufers. Hier gerieth sie in Bestürzung durch viele bewunderungswürdige Dinge. Sie sah die bösen Geister unter allerhand Martern schrecklich schreyen, sagt Hieronymus; Menschen vor den Gräbern der Heiligen wie Wölfe heulen, wie Hunde bellen, wie Löwen knirschen, wie Schlangen zischen und wie Stiere brüllen. Sie sah Leute mit allerhand Drehungen und Convulsionen, und wahrscheinlich hatte Sie, oder Hieronymus, als er ihr Leben schrieb, auch solche Convulsionen im Hirn.

An der treuen Hand ihres lieben Hieronymus gieng Paula nun nach Egypten. Von unzähligen Mönchen ward sie da bewillkommet. Sie

gieng in die Cellen des Macarius, und anderer Mönche von hoher Vollkommenheit, und warf sich vor ihnen nieder. Sie hatte grosse Lust, unter so vielen tausend Liebeseinsamen Egyptens, ihres Geschlechts, auch der Feuerfänglichkeit und gewaltigen Mannskraft dieser borstigen Einsamen ungeachtet, mit vielen gleichgesinnten Jungfrauen und ihrer schönen Tochter zu wohnen; aber eine stärkere Begierde zog sie nach den heiligen Oertern zurück. Sie kam wieder nach Bethlehem, und lebte da zuerst drey Jahre in einem kleinen Hause, bis sie selbst Klöster bauen ließ; und sodann noch lange Jahre, in frommer Vertraulichkeit und steter Herzensergiessung, mit ihrem geistlichen Vater Hieronymus.

Bethlehem war also der Ort, den Hieronymus und Paula zu ihrem gemeinschaftlichen Liebesaufenthalt wählten. Erst hatten sie beyde Lust in Jerusalem sich niederzulassen; aber Jerusalem war so üppig wie Rom. Jerusalem ist eine grosse Stadt, schrieb Hieronymus

an

an den Paulinus, und hat, wie andere grosse Städte, einen Rath, ein Gericht, Gerichtsdiener verschiedene Theater, Comödianten, Gaukler, Huren, eine grosse Menge Volks, und einen Zusammenlauf aus allen Gegenden der Welt. Aus Gallien, aus Britannien, aus Armenien, Persien, Indien und Ethiopien kamen in der That die Christen zusammen, um in Jerusalem anzubethen.

Ab und zu kamen zwar diese Leute auch nach Bethlehem. Aber mit mehr Bescheidenheit; und überhaupt war das Leben dort ziemlich christlich. Man hörte nicht den geringsten Lerm, den Gesang der Psalmen ausgenommen und das Hallelujah beym Pfluge. Bethlehem war also der rechte Ort für den Hieronymus. Er hatte ausserhalb des Dorfers, bey dem Grabe eines Jüdischen Königs, seine Celle. Das war nun, für eine Weile, sein Paradies auf Erden. Da kleidete er sich mit den elenden Kleidern, die ihm seine geliebte Paula schenkte; da nährte er sich mit dem magern Essen, das Paula für ihn kochen ließ. Aber

auch von da flog sein Ruhm wie Himmelsfeuer über den erstaunten und bewunderten Erdboden durch seine hohe und alle Herzen ergreifende Beredsamkeit.

In dem heiligen Dorfe Bethlehem ward Hieronymus mächtiger mit der Feder, als kein Schriftsteller seines Zeitalters und der damaligen Welt. Die ganze Christenheit und selbst die vornehmsten Bischöffe waren aufmerksam auf seine Lehren. Niemand konnte wieder aufstehen, den Er durch seine gewaltige Feder zu Boden schlug. Er schrieb gegen niemand, von dem er nicht zu verstehen gab, er sey so unbedeutend als Bonasus. Einige Griechische Schriftsteller haben sich sehr über seine Eitelkeit und seinen Hochmuth beklagt; aber hochmüthige Leute sind sehr gewohnt über einander zu klagen; denn eben so sehr ärgerte den Hieronymus der Stolz der Griechen. Aber stolz und hochfahrend war er gewiß; und nie mehr, als wenn es auf die Orthodoxie ankam, oder wenn man ihm auf seine Briefe nicht antwortete.

Mit

Mit dieser heftigen Sinnesart genoß daher Hieronymus, selbst in dem heiligen Dorfe Bethlehem, die Ruhe und den Frieden nicht, den er im Anfang seines dortigen Aufenthalts so sehr pries. Er nahm leicht alles übel, und vergab, wenn man ihn zum Zorn gereizt hatte, gar nicht leicht. Etwas bitteres, verdrüßliches und sauertöpfisches war in seinem ganzen Charakter. Man beschuldiget ihn sogar, er habe nach dem friedseligen Dorfe Bethlehem das Uebel hingebracht, welches er da, wie er selbst sagt, nicht fand; nämlich die Scheelsucht und den Neid. Hieronymus beleidigte durch seinen Neid seine größten Freunde, und entfernte sie dadurch von sich. Sogar sagt Palladius, der berühmte Bischof von Hellenopolis, den ich zwar in Vergleichung mit dem Hieronymus für einen armen Tropf halte, Hieronymus vertilge durch seinen Neid alle seine schönen Eigenschaften. Und aus dem Munde des Posidonius, eines Einsamen und ganz ausserordentlichen und wunderthätigen Heiligen zu Bethlehem, erzählet Palladius:

der Neid des Hieronymus sey so groß gewesen, daß kein Heiliger neben ihm habe leben können; und er habe sogar seinen eigenen leiblichen Bruder beneidet.

Alles war also, wie bey vielen andern grossen Männern, leidenschaftlich bey dem Hieronymus. Aber er hatte auch das gewöhnliche Schicksal aller grossen Männer: für und wider ihn sprach und schrieb niemand ohne Leidenschaft. Seines Ruhmes und seiner Beredsamkeit wegen war er furchtbar, er tödtete mit seiner Feder. Aber wenn er auf der Orthodoxie seinem Steckenpferde saß, verließ ihn alle Mäßigung und Billigkeit; als Theologe war Hieronymus ein grimmiger Verfolger.

Nicht den geringsten Widerspruch vertrug er in seiner Celle zu Bethlehem. Helvidius schrieb ein Buch, worinn er behauptete, eine Jungfer sey nicht heiliger als eine Frau; gleich warf ihn Hieronymus mit einem Buche in den Koth. Jovinianus dachte auch nicht besser von der

Jung-

Jungferschaft; Hieronymus widerlegte ihn eben so, erhub die Jungferschaft, und lästerte den Ehstand mit der entsetzlichsten Wuth. Er nannte den Jovinianus einen Epikuräer und einen liederlichen Wollüstling, ob er gleich ganz ascetisch lebte. Das Ende des Streites war, daß Jovinianus in den Kirchenbann kam, daß der Kaiser Honorius ihn als den niedrigsten Verbrecher auf die grausamste Art geiseln ließ, und ihn dann auf eine arme kleine Insel verbannte, wo er arm und elend starb. Aber auch nach dem Tode dieses Gegners gieng der Eifer des Hieronymus noch so weit, daß er sagte: Jovinianus habe sich auf dieser dürren und elenden Insel an Schinken und Fasanen todtgefressen.

Durch dieses Alles, und durch sein grosses Beyspiel und sein hartes Leben, zeigte nun Hieronymus in seiner Bethlehemitischen Einsamkeit, daß man ein Mönch seyn kann, wenn man ein Mönch seyn will; und da verwandte Er die ganze allgewaltige Kraft seines Styls, allen sei-

nen Eifer, alle Blitze seiner Beredsamkeit, um dieser unmenschlichen Lebensart Verehrer zu verschaffen und zu erhalten.

Er verfertigte prächtige Lobschriften auf die ersten und vornehmsten Heiligen und Heiliginnen. Er vertheidigte das Mönchsleben und den ehelosen Stand mit glühender Heftigkeit. Er machte von der zweiten Ehe die schimpflichsten Vorstellungen. Er war unermüdet, und bis in seinen im Jahr 420. erfolgten Tod beschäfftiget, Christen von allen Ständen, besonders junge Frauenzimmer und Wittwen, zur Annehmung des Mönchslebens durch seine Briefe zu locken; und hierinn hatte Er, wie ein grosser Engländischer Kirchenschriftsteller sagt, alle schiefen Köpfe, das ist, eine ungeheure Majorität, auf seiner Seite.

Paula war dann ihrerseits auch nicht müßig. Sie stiftete zu Bethlehem ein Kloster für Mönche, und drey für Nonnen. Aus verschiedenen

Pro-

Provinzen hatte sie diese versammelt, und nach Standesgebühr in drey Gesellschaften von vornehmer, geringerer, und ganz geringer Herkunft abgesondert; denn auf diesen Punkt war sie noch immer Weib. Die Nonnen vom ersten, zweiten und dritten Range arbeiteten und assen abgesondert, ihrem Range gemäß; aber weil Adelsthorheit im Himmel nicht gilt, sangen und betheten doch alle drey Ränge gemeinschaftlich.

Sechsmal von Tages Anbruch bis Mitternacht sangen sie, und lernten noch täglich etwas aus der heiligen Schrift. Nur des Sonntags giengen sie in die Kirche, jede Gesellschaft mit ihrer Mutter an der Spitze. Dann eilten diese geistlichen Damen und Fräulein, Frauen und Jungfern, auch sogar des Sonntags, gleich wieder zur Arbeit, damit sich der Teufel durch fleischliche Begierden bey ihnen nicht einniste; welches Er aber doch zuweilen that, wie man sehen wird.

Mit keiner männlichen Seele durften sie sprechen, und auch sogar mit keinem Castraten; woraus sich schon schliessen läßt, wie äusserst feuerfangend die armen Nonnen unter diesem heissen Himmelsstrich waren. Von den vornehmen Nonnen durfte keine ihre alte Kammerjungfer bey sich haben, weil Kammerjungfern gewöhnlich Gelegenheitsmacherinnen sind. Zornige Nonnen behandelte Paula mit geduldigen Reden, und geduldige Nonnen mit Verweisen. Nahrung und Kleidung ausgenommen, durfte keine nichts besitzen. Ueppigkeit und Fleischeslust ward gedämpft, oder zu dämpfen versucht, durch wiederholtes Fasten. Geschwätzige und zänkische Nonnen ließ Paula an der Thüre des Speisesaals bethen und alleine essen; und solchen, die sich noch gerne schmückten, zeigte sie allen Unsinn und alle Abscheulichkeit der Coketterie im Kloster.

Paula, die alte und schwächliche Domina dieser Nonnen, lebte strenger als alle. In einem

Fieber

Fieber riethen ihr einst die Aerzte, ein wenig Wein zu trinken; Hieronymus, der ihre Widerspenstigkeit kannte, bath einen alten Bischof heimlich, er möchte sie doch dazu bereden. Aber der alte Bischof gestand den Hieronymus, Paula hätte ihn beynahe selbst beredet, keinen Wein mehr zu trinken. In den härtesten Krankheiten lag sie auf blosser Erde, in einem härenen Hemd. Im Gebethe wachte sie Nächte durch. Wegen ihrer geringsten Vergehungen vergoß sie häufige Thränen. Bath Hieronymus, sie möchte doch ihre Augen schonen, so antwortete Paula: ich muß das Gesicht schänden, das ich wieder Gottes Gebot so oft mit Schminke bemalt habe; mein langes Lachen kann nichts vergüten als beständiges Weinen. Als ihr Hieronymus über ihre Freygebigkeit Vorstellungen machte, sagte sie: sie möchte bettelnd sterben, ihrer Tochter nicht das Allergeringste hinterlassen, und sie wünsche daß man ihren Leichnam in fremde Leinwand einwickle. So geiselte Paula ihre Non-

nen

nen und sich selbst; so lebte und starb sie in der Liebe des Himmels, nach zwanzig Jahren ihres büssenden Aufenthalts in Bethlehem.

Eustochium, die berühmte Tochter der Paula, ward Nonne in Bethlehem mit ihr. Sie lebte, nachdem sie vormals in Rom von Hieronymus mit so vieler Erfahrungsweisheit zur Festhaltung ihrer Jungfrauschaft angeführet worden, mit ihrer Mutter, in der Nachbarschaft des Hieronymus, und unter seiner Aufsicht. Nach ihrer Mutter Tod ward sie Vorsteherin eines Klosters von funfzig Jungfrauen. Hieronymus übersetzte zu ihrem gemeinschaftlichen Gebrauche die Mönchsregel des Pachomius ins Lateinische. Man sagt, und es ist glaubwürdig, Eustochium sey als Jungfer gestorben.

Aus seiner Celle zu Bethlehem schickte Hieronymus noch immer vortrefliche Keuschheitsregeln nach Rom; ob es ihm gleich wäre erlaubt gewesen, zu glauben, alle Hoffnung sey in dieser

Absicht an den meisten Römischen Damen verlohren.

Er hatte verlangt, daß Läta, eine Römische Dame aus der Familie der Paula, ihm ihre Tochter nach Bethlehem schicke. Sie war schon vor ihrer Geburt zum Nonnenstande und zur beständigen Jungfrauschaft bestimmt. Dieses schwere Vorhaben zur Ausführung zu bringen, belehret Hieronymus in einem noch vorhandenen Briefe die Läta, über die erste Erziehung eines gottgeweihten Mädchens. Sehnsucht, sagt er, müsse man ihr erregen nach ihren Anverwandtinnen im Kloster. Allen Schmuck müsse man von ihr entfernen und zumal die Schminke. Man müsse sie nicht einmal Ohrengehänge tragen lassen. Sie soll bey keinem Gastmal erscheinen. Sie soll bey reifern Jahren sich des Weines völlig entwöhnen, und nicht wissen, wozu man die Flöte und die Leyer braucht. Sie soll täglich ihrer Mutter ein geseztes Stück aus der heiligen Schrift hersagen, auch Griechische Verse lernen

und Römische Gelehrsamkeit. Ohne ihre Mutter soll sie niemals ausgehen, auch nicht in die Kirche. Vorzüglich soll sie beym nächtlichen Gottesdienste in der Kirche ihrer Mutter nie von der Seite weichen. Sie soll keine ihrer Mägde mehr lieben als die andere. Eine ernsthafte, bleiche, schmutzige und etwas traurige Person soll sie zur Gefährtin haben, und eine bewährte Jungfrau überher. Von dieser soll sie des Nachts zum Gebethe und zu den Psalmen aufstehen. Sie soll Wolle spinnen. Sie soll nur solche Kleider verfertigen lernen, die gegen die Kälte schützen. Kraut und Wurzeln soll sie geniessen, selten aber Fische. Sie soll so essen, daß sie immer hungerig sey, und gleich nach Tische lesen und singen. Ihre Mutter soll sie nie allein zu Hause lassen. Sie soll keinen Lustbarkeiten beywohnen. Nach den Jahren der Kindheit soll sie nie baden, denn durch Bäder reitze man böse Lüste. Und weil ein junges Mädchen unter fleischlichen Worten nicht leicht eine geistliche Hochzeit

ver-

verstehe, so solle sie unter allen Büchern der heiligen Schrift das hohe Lied zuletzt lesen.

Voll von Lobsprüchen auf vorzüglich gottselige Nonnen sind alle Briefe des Hieronymus. Voll des Eifers, mit welchem er junge Wittwen in den Nonnenstand zu ziehen suchte, und zumal eine Anleitung zu einem ununterbrochenen keuschen Leben, sind seine Briefe an die Furia und an die Salvina. Er verbietet ihnen immer Schminke und Schmuck, warme Speisen und Fleisch, und insonderheit wohlschmeckende Vögel, von denen er glaubt, sie erregen bey jungen Wittwen die Brunst der Wollust. Eine Wittwe, sagt er, müsse die Vergünstigung der zweiten Ehe gar nicht wissen. Sie müsse die Stelle gar nicht kennen, wo es heißt, es sey besser freyen als Brunst leiden. Nehmt das Brunstleiden weg, sagt er, so hilft das Freyen zu nichts. Wenn der Apostel aus Furcht vor der Hurerey in seinem Unterricht an den Timotheus erlaube, daß die jungen Wittwen heyrathen dürfen, so setze er gleich hinzu: denn

es

es sind schon einige umgewandt dem Satan nach. Die zweite Ehe werde also blos von dem Apostel den Hurenhäusern vorgezogen.

Mit solchen Vorstellungen empfohl Hieronymus den ehlosen Stand, und jede Art von Enthaltsamkeit. Er wachte mit Adlersblicken auf die Sitten der Mönche und Nonnen. Nichts brachte ihn, weil er selbst war liederlich gewesen, schrecklicher in Harnisch, als Liederlichkeit. Nie entbrannte sein Zorn fürchterlicher, als über eine Liebesintrigue zwischen Mönch und Nonne.

Eine Liebesgeschichte gab es sogar in einem von der heiligen Paula gestifteten Kloster zu Bethlehem, mit einer Nonne, die in ihrem geistlichen Gefolge von Rom kam. Der Buhle war Sabinianus, ein Italiänischer Geistlicher und Diakon von vieler Erfahrung in solchen Schlichen. Er hatte schon in Italien alle Häuser der Unzucht besucht, Jungfrauen genothzüchtiget, das Ehbett einer Menge vornehmer Personen befleckt, und

ver-

veranlasset, daß dieser Verbrechen wegen verschiedene von ihm verführte Frauen öffentlich hingerichtet worden. Nun kam er an die Frau eines der vornehmsten Gothen; er verführte die Frau, und ward durch den Mann entdeckt. Dieser jagte ihm wütend nach durch das ganze Land. Sabinianus schiffte sich eiligst ein, und floh, mit einem Empfehlungsschreiben seines Bischofs, nach Bethlehem zu dem heiligen Hieronymus, um da in einem Kloster sich dem Himmel zu weihen. Hieronymus nahm ihn freundlich auf; welches mich an einen Herrnhuter erinnert, der mir sagte: uns sind die größten Sünder am liebsten.

Hieronymus steckte den Sabinianus in das von ihm selbst zu Bethlehem gestiftete Kloster, und empfohl ihm Zucht und Ehrbarkeit, welches ihm dann dieser auch heiliglich und auf Mönchsparole versprach. Eines Tages aber sah Sabinianus in der Kirche jene schöne Nonne aus dem Kloster der Paula, die mit dieser grossen Heiligin von Rom gekommen war, und verliebte sich in

diese Nonne. Nach einigem Briefwechsel versprach die Nonne dem Sabinianus, sie wolle Alles was Er wolle. Aber der Handel ward entdeckt, eh noch die Nonne ihre Jungfrauschaft verlohr. Sabinianus bath den Hieronymus fußfällig um Vergebung. Ob er gleich der Todesstrafe sich schuldig gemacht hatte, vergab ihm doch der heilige Mann; aber er gebot ihm, im Sack und in der Asche Busse zu thun; ein hårenes Hemd anzuziehen, welches mir eben zu dem Zwecke, den Hieronymus hier hatte, nicht sehr schicklich scheint; in die Wůste zu gehen, und da unter beståndigen Thrånen Gott um Vergebung zu bitten.

Das that Sabinianus nicht; denn er machte sich lustig, lebte in Freuden, und schimpfte und schmåhte auf den Hieronymus fürchterlich. Aber dieser nahm nur seine Feder in die Hand, und schrieb an den Sabinianus einen Brief, der sich lesen låßt.

Diese ganze Kirche, sagt Hieronymus in diesem Briefe, erscholl um Mitternacht vom heiligen Gesang

sang der Vigilien. In den Sprachen vieler Völker erhub man sich, mit einem Geist und einer Seele, einstimmig zum Lobe Gottes. Indessen legtest du, da wo die Krippe des Herrn gestanden hat, unter den hohen Altar, einen Liebesbrief; und jene Elende kam hin zum Altar, als wenn sie da knieen und anbethen wollte, und nahm den Brief. Du standest indeß im Chor der eifrig singenden, und warfest geile Blicke nach ihr. In der ehrwürdigen Höhle, wo unser Heiland gebohren worden, empfängst du die abgeschnittene und Gott geweihte Haare dieser unglücklichen Jungfrau, als ein Pfand eurer Liebe. Dann folgst du ihr nach einer andern Kirche, an dem Orte, wo der Engel den Hirten erschienen ist, und gelobst ihr da nochmals deine Liebe. Mehr sage ich nicht, als wie du sie in dieser heiligen Höhle geküßt und gedrückt hast. Alles übrige kann man zwar von dir glauben; aber die Ehrerbietung für die Krippe und das Feld der Hirten erlaubt mir doch nicht zu denken, daß du anders gesündigt habest, als

im Geiste und mit dem Willen. Elender, als du da, auf dem Geburtsplatz unsers Erlösers, mit deiner Nonne standest, wurdest du nicht mit sehenden Augen blind; ward deine Zunge nicht lahm; sind deine Arme nicht gesunken; hat deine Brust nicht gebet, dein Gang nicht gewankt? Und diese Nonne, diese gottgeweihte Jungfrau, die ihre Gelübde in der Peterskirche zu Rom abgelegt, die in drey Kirchen zu Jerusalem nochmals vor den Altären schwur, sie wolle Gott allein lieben, wolle ihr Leben ganz dem Kloster weihen, darf dir ihre Christo geheiligten Haare schenken, zum Beweise, daß sie dein seyn wolle; und du darfst sie annehmen! Vom Abend bis zum Morgen sitzest du dann noch unter ihrem Fenster, und weil ihr wegen der Höhe nicht aneinander kommen könnet, muß eine Schnur behülflich seyn ihr Briefe zu schicken und Briefe von ihr zu erhalten. Die Sonne gieng dir da immer gegen deinen Willen auf, indeß da wir glaubten du sitzest in deiner Celle und wachest und bethest, und seyst von frommen Uebungen so blaß. Nun war die Leiter

schon

schon fertig, auf der die Unselige zu dir herunter steigen sollte, eure Reise war eingerichtet, ein Schiff bestellt, der Tag angesetzt, der Flucht nachgedacht, und siehe, durch einen Engel des Herrn wirst du ertappt. Beflecket haben sich meine Augen, fluchwürdig war der Tag, an welchem ich deine Liebesbriefe, die ich vorerst noch zurückhalte, mit Bestürzung las. Welche Fülle von Unzucht und Schande sah ich da? Welches Liebkosen? Welches Frohlocken über den zugesagten Beyschlaf?

Hieronymus bestrafte lasterhafte Mönche, und erweckte gläubige Gemüther zum hohen gottgeweihten Mönchsstand mit gleichem Feuer. Schon aus seiner Syrischen Einsamkeit hatte er in frühen Jahren an seinen Freund Heliodorus geschrieben, um ihn, da er auf diesem geistlichen Ritterzug von ihm gewichen war, wieder in seine Gesellschaft zu locken: sollte gleich dein kleiner Schwestersohn von deinem Halse herabhängen; deine Mutter mit fliegenden Haaren und

in zerrissenen Kleidern, dir die Brüste zeigen, mit welchen sie dich genährt hat; dein Vater auf der Schwelle deines Hauses liegen, so trete du auf deinen Vater, und fleuch mit trockenen Augen zu der Fahne des Kreutzes!

Grausamkeit, sagt Hieronymus, ist hier die einzige Frömmigkeit. Die Liebe Gottes und die Furcht der Hölle vernichten alle häuslichen Bande; wer seine Eltern mehr liebt als Christum, verliert seine Seele. Was machst du unter dem Haufen, da du allein seyn solltest? Du befindest dich in einer gefährlichen Meeresstille. Du hast versprochen vollkommen zu werden, hast den Soldatenstand verlassen, hast dich des Himmelreichs wegen entmannt; nun bleibt dir nichts als Christus. Darum packe dich weg aus der Welt, denn du bist grösser als die Welt. Kein Mönch wird in seinem Vaterlande vollkommen; er ist daselbst nicht geehret, sondern wird vielmehr verachtet; er leidet, wird darüber unwillig, und genießt folglich keine

Ruhe.

Ruhe. Mit diesen und vielen andern Gründen suchet Hieronymus den Heliodorus zu sich in die Wüste zu ziehen und in die Einsamkeit, deren Reitze er ihm schildert, und auf die er ihm überall Blumen wirft.

Mancherley Mönchsregeln ertheilet Hieronymus, in einem andern Schreiben, dem Gallischen Mönch Rusticus. Er warnt ihn vor dem Umgang mit Weibern, und nimmt nur seine Mutter aus. Er zeigt, wie schlimme Folgen das oft habe, wenn sich die Damen (*) geistliche Söhne wählen, oder wenn Mönche gemeinschaftlich mit Weibern leben in dunkler Kleidung und langem Barte. Er verlangt, Rusticus soll sich losmachen von allen häuslichen Sorgen, und an nichts denken als an seine Seele; seine schmutzigen Kleider sollen die Reinheit seines Geistes zeigen, und sein elender Rock seine Weltverachtung. Er soll keine

(*) Das Verhältniß der Damen jener Zeit mit ihren geistlichen Söhnen war eben so, wie das Verhältniß zwischen Mamma von Warens und ihrem geistlichen Sohn Johann Jacob Rousseau.

Bäder gebrauchen. Hieronymus mußte seltsame Erfahrungen über die Bäder haben, und ich verstehe ihn vielleicht über diesen Punkt.

Dann sagt Hieronymus unübertreflich, und mit einer Wahrheitsliebe, die mich entzücket: Es sey besser, daß Rusticus in Gesellschaft mit andern Menschen lebe, als ganz alleine; in der Einsamkeit könne sich der Stolz geschwind einschleichen; denn der Mönch, der ein wenig gefastet habe und keinen Menschen sehe, halte sich für einen Mann von Wichtigkeit. Er vergesse sich und seinen Ursprung, schweife inwendig mit dem Herzen herum und auswendig mit der Zunge. Er richte, gegen den Willen des Apostels, fremde Knechte. Er strecke seine Hand aus, zum Dienste seiner Freßbegierde; schlafe nach Belieben; fürchte niemand; thue alles was ihm gefällt; achte alle Menschen für niedriger als sich; sey weniger in seiner Celle, als in den Städten; stelle sich schamhaftig unter den Brüdern, und erhalte Rippenstösse auf den Strassen im Menschengewühl.

Und

Und solche Mönche, oder eigentlich solche Anachoreten, setzet der lieberale Hieronymus hinzu, erdichten dann abentheuerliche Geschichten von Teufeln, mit denen sie gefochten haben, damit sie bewundert werden vom Pöbel, und daraus einen Gewinnst ziehen von Unerfahrnen.

Hieronymus erzählet in diesem Briefe an den Rusticus auch eine Geschichte, die für Seelenärzte interessant seyn mag, die es aber auch wahrlich für mich war, da ich zuweilen wegen solcher Uebel befragt werde. Ein junger Mönch in Egypten ward von unzüchtigen Gedanken unaufhörlich geplagt. Der Abt, unter dem er stand, befahl einem ernsthaften Manne, ihn mit Zank und Schimpfreden anzugreiffen; hierauf aber über ihn sich zu beklagen. Es wurden Zeugen aufgestellt, die wider den Jüngling sprachen, der sich gegen ein so gehäuftes Unrecht vergebens zu vertheidigen suchte. Nur der Abt nahm sich seiner etwas an, damit er nicht vor Betrübnis vergehe. Ueber dieser Beängstigung verfloß ein ganzes Jahr; und

nun fragte ihn der Abt, ob ihn jene Gedanken noch beunruhigen? Wie könnte ich, antwortete der Mönch, unzüchtige Triebe empfinden, da man mich kaum leben läßt.

Solche Auszüge aus den Briefen des Hieronymus zeigen hinreichend, was für ein Mann er war. Reflexionen über sein Leben, seinen Charakter, und seine Sittenlehre mache nun jeder wie er will. Mir ist es genug, daß ich den grossen Mann gemalt habe, wie ich glaube, daß man grosse Männer malen soll; es wird mich freuen, wenn Kenner finden, das Bild sey ähnlich.

Alles was Hieronymus erzählte, sagte, lehrte und that, gieng überall von Mund zu Mund, und war von erstaunender Wirkung für das Mönchswesen. Seine Regeln und Aussprüche wurden Glaubensartikel für die ganze Catholische Kirche. Auf sein Leben verwiesen alle Mönchsvorsteher. Sein Beyspiel gab seinem Unterricht gewaltigen Nachdruck, und seine feuervolle Be-

redsam-

redsamkeit erregte allenthalben schwärmerische Seelen zum höchsten Enthusiasmus für die unsinnige Philosophie der Möncherey. Er billigte, rieth, und betrieb mehr als kein anderer den Seelenmord, der die heiligsten Bande der Natur zerhieb, die edelsten Gemüther in Wüsten zog, und Mädchen, welche die schönsten Kinder gebohren hätten, aus der Welt wegstäupte in schauderichte Klöster.

Solche Kraft des Beyspiels, solcher Zauber der Beredsamkeit auf der Kanzel, in Briefen und Schriften, die man in der halben Welt las, machten im vierten und fünften Jahrhundert den Zug zum Mönchsstand unwiderstehlich. Aber auch jede Art von Ehrgeiz half zu seinem Fortgang; denn aus Ehrgeiz griff man izt nach Kutten wie nach Kronen.

Bischöffe wählte man schon im vierten Jahrhundert aus dem Mönchsstande. Die strengen Mönche waren zwar damit unzufrieden; Pachomius erlaubte keinem seiner Mönche, daß man

ihn

ihn zum Geistlichen weihe. Man wollte, daß ein Mönch Bischöffe eben so sehr fliehe als Weiber, weil die Bekanntschaft mit beiden ihm nicht verstatte, ruhig in seiner Celle zu sitzen. Aber das ehrgeizige Bestreben und die Sehnsucht nach dem geistlichen Stande und desselben Würden, ward dessen ungeachtet bald bey allen Mönchen allgemein. Der elendeste Hallunke übte sich in jeder Mönchstugend, und log unzähliche Wunder her, in der Hoffnung, das mache ihn einst zu einem Heiligen und zu einem Bischof.

Als sodann noch einige der berühmtesten Lehrer der Kirche, wie man gesehen hat, aus dem Mönchsstande hervortraten, verlangte man aus manchen Mönchswohnungen und manchen wegen ihrer Stifter und der Strenge ihrer Lebensart berühmten Klöstern, von allen Seiten Bischöffe und Geistliche. Ganze umliegende Länder wurden mit diesen Heiligen besetzt, die dann aber auch oft, wie sogar Chrysostomus gesteht, nichts für die Menschen waren, und nichts mehr für sich selbst.

Ein grosser teutscher Kirchenschriftsteller macht dabey die scharfsinnige Anmerkung: solche Bischöffe haben in dem engen Kreise ihrer Cellen nicht gelernt, geistliche Aemter unter Menschen zu führen, da sie den Menschen nicht kannten. Die Härte, die sie an sich selbst ausgeübet, machte sie gegen die Fehler ihrer Gemeinden unerbittlich; sie unternahmen nichts mit Klugheit, und verdarben immer alles durch Hitze und Gewalt. Auch die ansteckenden Grundsätze ihrer schwärmerischen Frömmigkeit verbreiteten sich dadurch weit schneller unter dem Volke; und der dumme Aberglaube, den sie aus ihren Cellen mitbrachten, ward der allgemeine Glaube der Christenheit.

Durch so mancherley Beweggründe und Triebfedern wuchs der Geist der Möncherey in den Morgenländern, und immer zuerst in dem melankolischen und abergläubischen Egypten, wo man beynahe so viele Mönche in den Wüsten sah als Menschen in den Städten. Fünftausend Mönche lebten schon frühe in dem Nitri-

schen

schen Gebirge. Im vierten Jahrhundert stieg die Anzahl der in grossen Klöstern wohnenden Mönche und Nonnen in Egypten auf mehr als sechs und neunzig tausend. Unzählbar waren die Mönche in kleinern Mönchswohnungen, und die Einsiedler. Auch in den Städten Egyptens waren die Mönche häufig. Die Thebaische Stadt Oxyrinthus enthielt zweytausend dieser heiligen Männer, und zwanzig tausend heilige Jungfrauen. Die Anzahl der heiligen Gebäude war grösser als die Anzahl der Häuser. Auf jedem Thore, auf jedem Thurme, in jedem Winkel von Oxyrinthus huckte ein Mönch.

Der schwarze unversöhnliche Geist des Aberglaubens, sagt Herr Gibbon, ein grosser Engländischer Geschichtschreiber und nach meinem Gefühle unter allen itzigen Schriftstellern in Europa das größte Muster für Styl und Sprache und Geschmack, verwies alle diese Unglücklichen aus dem geselligen Leben ins Elend. Millionen Menschen von beiderley Geschlecht, von jedem Alter, und von jedem Stande unterstützten durch ihr Beyspiel

den gemeinschaftlichen Muth. Alle diese Ueberläufer setzten kaum den Fuß in ihre Höhlen und Cellen, so wähnten sie, nun wandeln wir auf dem gähen und dornichten Fußsteig zur ewigen Glückseligkeit. Die Vornehmen, die Soldaten, die Kaufleute, vereinigten ihren brennenden Eifer und ihren gläubigen Gehorsam mit der Ausübung ihrer gesellschaftlichen Pflichten, mit der Sorge für ihre zeitliche Wohlfahrt, und mit der Nachsicht für ihre Leidenschaften. Aber das Volk der Asceten, die das Evangelium nach dem strengsten Sinne befolgten und misbrauchten, überliessen sich ganz einem wilden Enthusiasmus, der den Menschen als Verbrecher darstellte, und Gott als einen Tyrann.

Allen Geschäften und Vergnügungen entsagten sie mit Ernst. Sie schwuren den Gebrauch des Weins ab, sie assen kein Fleisch, sie berührten kein Weib. Sie züchtigten ihren Leib, widerstanden ihren natürlichsten Neigungen, und ergriffen ein elendes Leben um ewige Herrlichkeit. Unter

der

der Regierung des Kaisers Constantinus flohen die Asceten aus einer ruchlosen und verdorbenen Welt zu immerwährender Einsamkeit, und religiöser Verbindung. Gleich den ersten Christen von Jerusalem entsagten sie dem Genusse oder dem Besitze ihrer zeitlichen Güter, errichteten unter sich Gesellschaften von gleichem Geschlechte und gleichem Gemüthshang; und gaben sich, nach der Verschiedenheit der wahren oder erkünstelten Wüsteneyen, die sie bewohnten, die Namen von Eremiten, Mönchen und Anachoreten. Auch erwarben sie sich bald die Hochachtung der Welt, die sie verachteten. Der lauteste Beyfall erscholl dieser göttlichen Philosophie, die ohne Wissenschaft und Vernunft die arbeitsamen Tugenden der Griechischen Schulen so mächtig übertraf. Mönche konnten allerdings um den Vorzug streiten mit den stoischen Philosophen, durch ihre Verachtung für Reichthum, Schmerz, und Tod; das Stillschweigen und die Zucht der Pythagoräer lebte in der klösterlichen Knechtschaft auf; so schnöde als die Cyniker, verachteten sie Sittlichkeit und Wohlstand.

stand. Aber ihre göttliche Philosophie hieß sie noch, nach weit höherer Reinheit und mehr auffallender Vollkommenheit streben. Sie traten in die Fußstapfen der Propheten in der Wüste; und sie haben das fromme und spekulative Leben wieder hergestellt, das die Essäer in Palästina und Egypten trieben. Mit Erstaunen beschaute das philosophische Aug des Plinius ein einsiedlerisches Volk, das nah an dem todten Meere unter Palmbäumen wohnte, ohne Geld lebte, ohne Weiber sich fortpflanzte, und dem Abscheu gegen die Menschheit und Busse, immerwährende Rekruten zuführte.

Die allervollkommensten Weltüberwinder lebten, wie man glaubt, viele Tage ohne Speise, manche Nacht ohne Schlaf, und manches Jahr ohne ein Wort zu sprechen. Groß und erhaben war der Mensch, aber man misbraucht diesen Namen, wenn man solche Geschöpfe Menschen nennt, sagt Herr Gibbon, der sich eine Celle oder irgend einen Sitz ausdachte, wo er in der aller-

größten Unbequemlichkeit alles mögliche von Witterung und Jahrszeit litt.

Eine Luftbusse, die über alles geht, was der Geist der Möncherey jemals Ausschweifendes erdachte, verewigt den Namen des Simeon Stylites im Buche solcher Unsterblichkeit. Als ein Schäferjunge von dreyzehn Jahren verließ dieser Syrische Weltüberwinder seine Heerde, und begab sich in ein strenges Kloster. Nach einem langen und peinlichen Noviziate, worinn Simeon öfters von frommen Selbstmord mußte gerettet werden, wählte er sich endlich seine Residenz auf einem Berge, nicht weit von Antiochien. Innerhalb eines Kreises von Steinen schleppte er sich an einer schweren Kette, stieg auf eine Säule, die er allmählig von neun Fuß zu funfzig über die Erde erhub (*). Auf dieser letzten und stolzen Höhe hielt der Syrer die Hitze

(*) Theodoretus sagt ausdrücklich: Simeon der Säulenheilige habe solchergestalt, von Zeit zu Zeit, dem

Hitze von dreyßig Sommern aus, und eben so viele Winter. Gewohnheit und Uebung lehrten ihn, sich in dieser gefährlichen Stellung ohne Furcht oder Schwindel erhalten, und machten ihn allmählig geschickt zu verschiedenen Gebehrdungen der Andacht. Bald bethete er aufrecht, mit seitwärts ausgestreckten

dem Himmel näher kommen wollen. Aber mir deucht, die Begierde, bewundert zu seyn, habe diesen Wahnwitzigen nur allzusehr zur Erde gezogen. Christen aus allen Gegenden kamen Ihn zu sehen, sich seinem Gebethe zu empfehlen, und Proben der wunderthätigen Kräfte, die ein dummer Aberglaube ihm zuschrieb, zu erfahren. Man brachte ihm unheilbare Kranke zu heilen, und Eheleute wollten durch seine Fürbitte Kinder erlangen. Als die heidnischen Bewohner des Berges Libanon ihn um Hülfe gegen die wilden Thiere baten, gab Simeon ihnen zur Antwort: dagegen sey kein ander Mittel, als daß sie die christliche Religion annehmen. Das thaten die Leute vom Libanon; und von dieser Zeit an verlohren sich die wilden Thiere, wie man sagt.

Armen in der Figur eines Kreuzes; aber noch viel lieber bog er sein elendes Skelett mit der Stirne zu den Füssen; und ein neugieriger Zuschauer, der gesehen hatte, daß er zwölfhundert und vier und vierzig Reverenzen dieser Art nach einander machen konnte, hörte auf zu zählen. Dieses himmlische Leben ward durch ein Geschwür im Schenkel vielleicht verkürzt aber nicht gestört. Den geduldigen Simeon kümmerte dieses Geschwür nicht; er starb auf seiner Säule.

So vollkommen stimmt diese Vorstellungsart des Brittischen Weisen mit meiner Meynung von dem eigentlichen Werth der Egyptischen und Orientalischen Einsamen aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche überein. Aber auch unzähliche aus den ersten Quellen der alten und aus den bewährtesten Schriftstellern der neuern Zeit geschöpfte Thatsachen beweisen eben das, und werden meinen Gegner in dem zweiten Theile dieser Schrift niederschlagen. Alle Bewunderer der Thorheiten der christlichen Einsamen von Afrika

und Asien werden anizt schon erröthen, wenn ich ihnen zeige, daß auch die Tugend der heidnischen Weltüberwinder der ältern und neuern Zeit in Asien eben so lebhaft und gleissend war und ist; und nicht weniger probhältig, fest und ausdaurend ihre Neigung zur Einsamkeit und zu einem ganz ausgesonderten und die Welt von sich stossenden Leben.

Die Brachmanen oder Gymnosophisten sind die ältesten bekannten Einsamen von Indien. Sie scheuten zwar die Sünde der Verehlichung nicht, aber dann widmete auch gleich der Vater seinen Sohn schon in der ersten Jugend einem spekulativen Leben. Eigene Lehrer gaben dem Jüngling Unterricht in der Kunst, die Einsamkeit durch Studiren auszuhalten, und leben zu können, ohne zu sprechen. Mit dem sechs und zwanzigsten Jahre endigte sich sein Noviziat. Nun dachten sie weder an Aemter noch Geschäffte, und lebten auf einem Berge oder an den stillen Ufern eines Flusses, in der Betrachtung philosophischer Wahr-

heiten, in der Enthaltsamkeit von Fleischspeisen, und in der äussersten Reinlichkeit.

Solche Philosophen sind die neuern Einsamen von Indien nicht. Alle bilden sich nach einem närrischen Kerl, der viel Aehnlichkeit mit dem heiligen Antonius und noch mehr Aehnlichkeit mit unsern Mystikern hat, dem Vichnou der Siameser, dem Badhum der Cingalesen, dem Xaka Sacka oder Siacka der Chineser und Japaneser, oder wie man ihn insgemein nennt, dem Fo, Foe oder Fotoque, das ist, dem Götzen. Dieser Götze, oder eigentlich dieser Gesetzgeber, verließ in seinem neunzehnten Jahre seinen Pallast, seine Frau und seinen Sohn, um unter der Aufsicht eines Einsiedlers zu spekuliren. Er entzog sich den sichtbaren Dingen, damit er die unsichtbaren sehe. Nach der Meinung der Indianer verschwindet die Sinnlichkeit, wenn man die Beine übereinander legt, die Hände vor die Brust hält, und die Spitzen der Daumen aneinander. In dieser ascetischen Stellung fand Fo die tiefen Geheim-

nisse

nisse seiner Religion, die Kunst, nichts zu empfinden, um desto lebhafter zu phantasiren. Nun trat Er aus seiner Einsamkeit hervor, und ließ sein Licht leuchten vor den Leuten. Er erwarb sich bald ein Gefolge von unzählbaren Jüngern, die Indien mit seinen Lügen erfüllten. Die Pendets, oder Doctoren von Indoustan, die Talapoinen von Siam, die Lamas der Tartaren, die Bonzier von China glauben an niemand als an ihn. Die Religion des Fo ist die herrschende Religion in Ostindien, und das Buch, worinn man seine Religionsvorträge nach seinem Tode für alle Völker Asiens zusammenzog, heißt Fokekio, oder seiner Vortreflichkeit wegen auch nur Kio, das Buch, das Buch aller Bücher, die Bibel.

Zu den Jüngern des Fo schlugen sich die Abkömmlinge der alten Gymnosophisten. Mannichfaltige Sekten entstanden auch, und zankten sich immer, und verstanden sich nie; denn alle hielten das Unbegreifliche für heilig, alle trugen verschie-

dene Livereyen, und machten alles toller, je mehr sie zankten.

Eine dieser Sekten besteht aus öffentlichen Heuchlern und schamlosen Wollüstlingen; sie heissen Gioghis. Nach der Regel sollen sie die Welt fliehen, ein einsiedlerisches oder doch unstätes und wanderndes Leben führen, ungekleidet gehen, und dabey immer versenket seyn in tiefen Betrachtungen. Sie sollen sich auf alle nur ersinnliche Weise martern und quälen, nicht in der Meynung, daß sich der Schöpfer der Leiden der Creatur freue, sondern, um zu zeigen, wie sehr ihre tiefen Betrachtungen über die Gottheit sie dem Zwang der Sinne entreisse, und gefühllos mache gegen alle Leiden der Zeit. Zum Beweise dieser völligen Entkörperung ihres Geistes, wollen die Gioghis nicht nur unempfindlich gegen den Schmerz scheinen, sondern was noch mehr sagt, gefühllos für die Wollust. Nackt auf einen Säulenfuß stellen sich darum diese Heiligen an den Teichen, wo die Indianerinnen ihre gottesdienstlichen Abwa-

schungen

schungen verrichten. Die nackten Weiber bringen in der Reihe diesen nackten Heiligen Gruß und Anbethung, indeß da diese auf eine fürchterliche Weise ihre Augen verdrehen, und nicht die allergeringste sichtbare Spur von Empfindsamkeit äussern. Gleichwol sagen die Indianerinnen, diese Anbethungen seyen sehr befruchtend.

Santons oder Fakirs, das ist, Leute, die der Welt entsagen, hat Indien in grosser Menge, und von allen Farben. Die Anzahl der Muhammedanischen Fakire von Indien wird auf achthunderttausend angegeben, und die Anzahl der heidnischen auf zwölfhunderttausend. Viele wohnen in einer Art von Klöstern, haben ihren Vorsteher, und schwören, eben wie unsere Klosterleute, die Gelübde des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit, und halten sie auch wie sie. Diese Indianischen Mönche nennt man Janguis, oder mit Gott Verbundene. Sie sitzen Tag und Nacht an ihren Teichen, oder in den Gallerien ihrer Tempel, in der Asche. Andere lassen ihre Haare in

Zöpfen bis an die Waden herunter hängen, strek-ken einen oder auch wol beide Arme unablässig über ihren Köpfen in die Höhe; ihre eines halben Fingers lange Nägel sind ebenfalls in Zöpfe geflochten, und ihre Arme sind entfleischt und ausgedörrt. Processionen bettelnder Fakirs sieht man oft. Alle gehen nackt; einige sind mit Keulen bewafnet, andere zieren ihre Schultern mit gedörrten Tygerhäuten. So wandern sie durch Städte und Dörfer bis alles Volk zusammenläuft. Einige machen die wunderbarsten Sprünge, andere erfüllen die Luft mit ihren Geschrey, andere geben sich Convulsionen. Dies alles geschieht bey Tage. Gegen die Nacht nimmt jeder von diesen Bettelmönchen das erste Weib zu sich, das er findet, um alles Ungemach dieser Zeitlichkeit mit ihr zu vergessen; oder er geht auch in ein zu solchen Absichten bestimmtes Haus. Die Begierde, sich nackt auf den Strassen zu zeigen, ist bey diesem heiligen und geilen Lumpengesindel so groß, daß sie lieber dem Leben entsagen als dieser Begierde. Bernier sah in Dehli einen Fakir,

dem Aurengzeb bey Todesstrafe verboten hatte, sich nackt auf den Strassen zu zeigen; der Fakir lustwandelte wie vorher, und ließ sich dafür den Hals abschneiden.

Ganz Ostindien und Persien wimmelt von Mönchen jeder Art und Gattung. Corea ist von Klöstern und Tempeln voll. In einigen wohnen oft bis sechshundert Mönche; sie stehen unter der Gerichtsbarkeit einer Stadt, und einige Städte dulden in ihren Mauren viertausend solcher Müssiggänger. Sie haben alle ihre eigenen Abtheilungen oder Congregationen. Der älteste Mönch ist immer Prior der übrigen. Hat ein Mönch etwas verschuldet, so verordnet ihm der Prior aus der Hand der übrigen Brüder zwanzig bis dreißig Hiebe auf den Hintern. In allen diesen Klöstern herrsche stolze und grausame Macht bey den Befehlenden, und bey den Gehorchenden eine traurige und schmerzhafte Niedergeschlagenheit. Darum werden auch diese Mönche verachtet, weil man sie für einen elenden Trupp von Sklaven

hält;

hält; ihre Vorsteher haben hingegen, wenn sie gelehrt sind, den Rang der Grossen im Lande, und man nennt sie Mönche des Königs.

Die Santons sind in Pegu eine Art von Anachoreten. Allmosen verlangen sie nie, sollten sie auch deswegen verhungern, den man befriedigt zum voraus alle ihre Wünsche. Wer ihnen beichtet, wird nie bestraft, so groß auch seine Missethaten sind. Diese Santons wohnen in hohlen Bäumen, und nach dem Tode erzeigt man ihnen göttliche Ehren.

Obereit, der abergläubische Bewunderer der Egyptischen Anachoreten, wird ohne Verdrehung seiner Augen und ohne Neid die Beobachtungen nicht lesen, die uns ein vortreflicher und ganz neuer Französischer Reisebeschreiber, Herr Sonnerat, über die Heiligen von Indien mittheilt. Indianische Büssende, sagt dieser Augenzeuge, verlassen ihre Güter und ihre Familien für ein elendes Leben. Sie dürfen nichts von Hausrath

haben

haben als einen Lingam (*), den sie in einem fort anbethen, und ein Tygerfell, worauf sie schlafen. Sie kehren gegen sich selbst alle Eingebungen ihrer fanatischen Wuth. Einige zerfleischen sich durch Peitschenhiebe, oder heften sich für ihr ganzes Leben mit Ketten an den Fuß eines Baumes. Andere zwingen für ihr Lebenlang ihren Körper in eine beschwerliche Stellung; lassen sich ihre Nägel durch immer geschlossene Fäuste wachsen; halten immer ihre Hände kreuzweise vor die Brust, oder ausgestreckt über ihre Köpfe, und lassen sich durch ihre Lehrjünger füttern. Viele vergraben sich in die Erde, und hohlen Luft durch eine kleine Oeffnung; andere begnügen sich, nur bis an den Hals sich einzugraben. Einige thun ein Gelübd, sie wollen immer stehen, sie lehnen sich, wenn der Schlaf kommt, an eine Mauer oder

an

(*) Lingam ist bey den Indianern eben das, was die bey den Egyptern, Israeliten, Moabitern, Madianitern, Griechen und Römern angebethete Figur des Phallus und des Priapus.

an einen Baum, und hängen, damit es ihnen unmöglich werde sich niederzulassen, ihren Kopf in eine Art von Gitter. Andere stehen viele Stunden hindurch auf einem Bein, und sehen mit unverwandten Augen in die Sonne. Andere halten ebenfalls einen Fuß in die Höhe, stehen mit dem andern auf der grossen Zehe, halten dazu beide Arme empor, und betrachten die Sonne, mit unbeweglichen Augen, zwischen vier Gefässen voll Feuer. Andere erscheinen nackt vor dem Volke, um öffentlich zu zeigen, sie haben allen Leidenschaften entsagt, und sie leben seit ihrer Rückkehr zu Gott im Stande der Unschuld; der Pöbel hält sie für Heilige, und glaubt alle ihre Gebethe werden erhöret; jeder bestrebt sich, ihnen Essen zu bringen, ihnen die Bissen, weil sie sich des Gebrauchs ihrer Hände berauben, in den Mund zu legen, und sie zu waschen. Sonnerat erzählet ebenfalls, was ich schon aus andern Quellen von den Gioghis angeführt habe, daß die Indianischen Weiber die Zeugungstheile dieser Heiligen küssen und anbethen, indeß da

diese

diese ihren mystischen Betrachtungen nachhängen (*).

Alle diese Thoren leitet, eben wie die bußfertigen Einsiedler von Egypten und die Säulenheiligen von Syrien, nichts als eitler Stolz und die Sucht sich anbethen zu lassen. Alle Menschen, die nicht ihres Standes sind, verachten sie, ob sie gleich die Verehrung aller Menschen suchen. Alles was nicht ihres Ordens ist, nennen sie profan; und alles was sie angeht, umhüllen sie mit Mysterien.

Die

*) Und diese Indianischen Heiligen betragen sich, bey dieser sonderbaren Anbethung, eben so erbaulich, als die Egyptischen Anachoreten von denen ich gesagt habe, daß sie sich mit nackten Weibern badeten. Car si le peuple, sagt Sonnerat, qui vient leur faire ses adorations, s'appercevoit qu'ils eprouvassent le moindre mouvement de la chair, il les regarderoit comme infames, & finiroit par les lapider.

Die sublimste und auf alle nur erdenkliche Religionen passende und mit allen gleich verwandte Mystik, diese erhabenste von allen Windbeuteleyen, ist die Grundlage der Lehre der Sophis von Persien, dieser Abkömmlinge der alten Magier. In allen ihren Schriften betreiben sie die innigste Vereinbarung mit Gott, und die vollkommenste Entkörperung ihrer Seele; und die Kernprobe dieser Vereinbarung ist, nach der Erfahrungstheologie der Sophis, eben die Wollust, die ein von Hitze Stickender hat, wenn ihn ein sanfter Wind umsäuselt.

Alle Einsamkeitsschwärmer in allen Religionen sind sich also gleich. Alle machen sich die Einsamkeit lästig, und alle suchen dadurch Seligkeit im Himmel, Vereinbarung mit Gott, und Anbetung auf Erden. Alle drehen sich um einem gemeinschaftlichen Thorheitspunkt.

Diese ganze Geschichte des Triebes zur Einsamkeit in warmen Ländern hat etwas Zusammen-

mentreffendes bey Heiden und Juden, Muhammedanern und Christen. Luft und Boden, und was man das Temperament eines Volks nennt, hatten also doch wol einigen Einfluß auf den wunderbaren Schwung, den die christliche Religion in Afrika und Asien nahm, und auf alle Thorheiten, in die sie dort ausgeartet ist. Vielleicht läßt sich auch daher der gemeinschaftliche Trieb zur Einsamkeit unter so ganz verschiedenen Religionsverwandten dieser Welttheile erklären und begreiffen.

Zuerst ist die natürliche Beschaffenheit von Egypten zu erwägen, weil dieses Land in allen Zeiten die Herberge so vieler Einsamen war, und weil also wirklich einige allgemeine Ursachen vorhanden seyn müssen, welche die Bewohner dieses Landes geneigter zur Einsamkeit machen.

Egypten ist eines der heissesten Länder in der Welt. Mit dem Januar kommt der Frühling, und im Februar ist er schon zu Ende. Die

Sommershitze währt bis in den August. Im May sind schon die Trauben reif. Der ungemein gelinde Winter dauert vom November bis in den December. Schon im März und nachgehends im April und May wehen in Egypten insgemein so unerträglich heisse Mittagswinde, daß man denken sollte, sie kommen aus einem brennenden Ofen. Auch könnte kein Mensch gegen diese Hitze ausdauren, ohne die bald darauf folgende Erfrischung der Luft, durch kühlere Winde und die Ueberschwemmungen des Nils. Ganz Egypten ist mit Ausnahme der Seeküsten dürr und sandigt. In dem mittlern und obern Theil regnet es beynahe nie; oder der Regen bedeutet höchstens so viel als bey uns der Thau. Der Himmel ist daher ungemein helle. Reisende, die vier bis fünf Jahre in Egypten zugebracht haben, sahen den Himmel bey Tage niemals trübe und bey der Nacht immer sternenklar.

Träge und unthätig wird bekanntlich der Mensch überall bey übermäßiger Hitze. Darum

sagen

sagen die Italiåner, das kőstliche Nichtsthun (il deliciofo far niente) sey die erste Glůkseligkeit in einem heissen Lande. Darum haben die Tůrken nicht die geringste Neugier, und unsere Quietisten lieben nicht mehr als sie die Ruhe. Darum kennen die Egypter, wie die Syrer und alle Morgenlånder, die zur Lust vorgenommene Bewegung nicht; in unsern Zeiten ist Tabakrauchen, Kaffeetrinken und Můssiggehen ihr einziges Geschåfft. Aus dieser Trågheit und Unwirksamkeit entstehet also natůrlicher Weise auch in der wårmsten Seele, die nun eben durch keine Veranlassung zu ausserordentlicher Thåtigkeit angeflammt wird, der Trieb zu einem můßigen Leben und zur Einsamkeit.

Trůbsinnig und zur Melankolie geneigt waren die Egypter nach allen Nachrichten, die man von ihnen aus alten und neuen Zeiten hat. In ihrem Charakter vereinigen sich alle Merkmale des Temperaments, das die Alten das melankolische nannten, und dessen Ursache

sie in einem Ueberfluß von schwarzer Galle suchten; ob uns gleich anizt ein Grundkenner ihres Temperaments, der Chirurg Obereit, versichern will, die Egyptischen Einsamen, also eine sehr zahlreiche Menge von Egyptern haben gar keine schwarze Galle und keine Melankolie nie gehabt.

Dem Temperament der Gesunden muß man allerdings nicht zuschreiben, was wahre Krankheit ist; man muß auch nicht auf Krankheit geben was der Egyptische Einsame dachte und that, wenn er gesund war und aller seiner Sinne mächtig. Aber wenn man sieht, was Melankolie wirket und ist, und was der morgenländische Melankoliker thut und liebt, und was Egyptische Melankoliker in allen Zeiten gewesen sind, so entstehet, auch ohne weitere Untersuchung, der Verdacht, die Egyptischen Einsamen haben in ihren Cellen und Höhlen nicht ganz so froh gelebt, wie die Flamendischen Bauren in ihren Wirthshäusern.

Aretäus, der Cappadocier, bekanntlich der größte aller morgenländischen Aerzte, hat uns ein Gemälde der Melankolie hinterlassen, das mit den neuern Beobachtungen des Prosper Alpinus, eines sehr grossen Italiänischen Arztes verbunden, die deutlichsten Begriffe von Egyptischer Melankolie und Egyptischen Melankolikern giebt. Die Melankoliker, sagt Aretäus, sind hartleibig; was von ihnen abgeht, ist wenig, trocken, rund, und mit schwarzer Galle gefärbt. Ihr Antlitz ist garstig, und schwarzgelb. Einige unter ihnen sind sehr auffahrend, traurig und äusserst kleinmüthig. Sie denken sehr angsthaft immer auf eine einzige Sache; vermaledeyen den Umgang; fliehen in die Einsamkeit; werden abergläubisch; hassen das Licht und das Leben. Läßt ihre Angst zuweilen nach, so werden sie heiter und lustig; zuweilen auch toll, aber die Weiber (*) toller als die Männer. Anfangs sieht man sie nur stille, ruhig, traurig, träge,

(*) Deterius mullieres furiis agitantur.

zornig, und von bösem Willen. Sie wachen viel. Ihr Aufwachen ist schreckhaft, so wie ihre Träume lebhaft und gräulich. Sie zittern über manches in grausamer Furcht; begehren immer etwas mit Heftigkeit; fliehen endlich von den Menschen weg, aus Abscheu. Einige leben zuletzt wie wilde Thiere; alle verfluchen das Leben und wünschen den Tod.

Man sollte denken, Aretäus wäre der Leibarzt aller Egyptischen Anachoreten in den ersten Zeiten der christlichen Kirche gewesen. Aber auch Prosper Alpinus fand in neuern Zeiten, bey einer fünfjährigen Ausübung der Arzneykunst in Egypten, eine unzählbare Menge solcher Melankoliker, wie uns die Geschichte die Egyptischen Einsiedler malt. Sie sehen, sagt Er, schwarz und unfläthig aus, und sind gleich den Mumien trokken und dürre. Ihr Hirn ist theils durch die übermässige Sonnenhitze, theils durch ihre wenige Nahrung, theils durch ihr häufiges Wachen gleichsam ausgebrannt; und sie sind überzeugt, daß sie ein heiliges und sündenfreyes Leben führen,

weil

weil sie die Reichthümer, Lüste und Gemächlichkeiten der Welt verachten, und den Genuß ihrer Weiber fliehen.

Geschichte und Beobachtung scheint dann doch einige Beweiskraft für die Wirkungen der Egyptischen Luft, des Egyptischen Bodens und Temperaments zu haben. Einerley Menschen wie jene Melankoliker des Aretäus und diese des Prosper Alpinus, werden doch wol wenigstens die Anachoreten gewesen seyn, die in den ersten christlichen Jahrhunderten so viele Proben ihres schrecklichen Trübsinns gaben; viele wenigstens von denen, die mit Haß und Grauen ihren unglücklichen Körper und alle irrdischen Freuden betrachteten; viele wenigstens von denen, die allem Umgang entsagten, um von der menschlichen Gesellschaft nicht angesteckt zu werden, die Städte verliessen, in Einöden, Klüfte, Cellen und Höhlen flohen, alle Bequemlichkeiten des Lebens, alle Gemeinschaft der Liebe und Pflege für sündlich hielten, und keine andere Menschenpflicht zu

kennen schienen als ein unerheitertes Daseyn. Einerley Ursachen darf man doch hier bey einerley Wirkungen vermuthen; und wahrscheinlich wird wohl überhaupt kein Gottesgelehrter und kein Philosoph die Einwirkung der physischen Ursachen in den orientalischen Mönchsgeist miskennen, wenn sie auch etwa ein borstiger Schwärmer ableugnet.

Obereits hochgelobte Kraftdauer der Egyptischen Mönche und Anachoreten, kommt aber auch durch eine Stelle des Ammianus Marcellinus in ein vortrefliches Licht. Die Egypter, sagt dieser Geschichtschreiber, sind mehrentheils bräunliche, geschwärzte, hagere, dürre und zänkische Kerle, die bey jeder Gemüthsbewegung auffahren, und strenge unerbittliche Schinder. Sie würden sich schämen, wenn sie nicht eine Menge wegen Ableugnung des Tributs, auf ihrem Körper erhaltene Spuren von Prügeln zeigen könnten. Keine Marter ist noch erdacht, die einen verstockten Egyptischen Straßenräuber, gegen seinen Willen

bewo-

bewogen hätte zum Geständnis seines Verbrechens.

Kraft hatten also die Egypter; und eben darum waren sie so vorzüglich geschickt zur strengen Einsiedeley, und zu allen Kasteyungen des Mönchsstandes.

Muhammeds Clerisey hat anitzt noch in Egypten manche Aehnlichkeit, mit jenem alten, bräunlichen, geschwärzten, hagern, dürren und zänkischen Mönchsschwarm aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit. Die gottesdienstlichen Personen unter den Türken in Egypten bestehen aus drey Classen. Die erste Classe bedient die Moscheen; die zweyte besteht aus Mönchen, die von der menschlichen Gesellschaft entfernt, in Klöstern wohnen; die dritte Classe theils aus abgeschiedenen in Einöden lebenden und dem Himmel ganz im Geiste dienenden Anachoreten, und theils aus wandernden Heiligen.

Dervischen nennt man die in Egyptischen Klöstern wohnende Muhammedanische Mönche. Ihr Leben ist ehlos; sie studiren die Weltweisheit und Gottesgelehrtheit, und lesen den ganzen Tag unter ihren Bäumen. Nahe bey Cairo fand einer unserer Reisenden in einem Kloster vierzig solcher Mönche, die er für Aerzte hätte halten sollen, denn sie waren alle verschiedener Meinung (*). Einige schienen Atheisten. Einige disputirten über die Sterblichkeit der Seele nach der Epikuräer

Art;

(*) Man verzeihe mir dieses Wort, da ich mir auch dabey den Römischen Proconsul erinnere, der alle Philosophen von Athen zu sich kommen ließ, und ihnen von Amts wegen bedeutete: er habe mit grossem Unlieb vernommen, daß sie immer verschiedener Meinung seyen. Sie möchten sich also doch einmal vergleichen, und Er verspreche ihnen, zu diesem ersprießlichen Zweck, von Amts wegen, alle mögliche Handreichung. Die Philosophen verglichen sich auf der Stelle über einen Hauptpunkt, nämlich sie lachten alle einmüthig den Proconsul aus.

Art; einige verfochten die Unsterblichkeit; viele waren unserm Heiland weit geneigter als dem Muhammed.

Wandernde Heilige machen indeß die größte Anzahl der Muhammedanischen Religiosen von Egypten aus; und diese sind itzt dort die eigentlichen Muhammedanischen Weltüberwinder nach Obereits Sinn. Die Europäer nennen sie Santons; die Araber Siech, ein Wort, das einen Menschen bedeutet, der zur einen Hälfte ein Heiliger ist, und zur andern Hälfte ein Narr.

Nicht ganz nackt wie die Indianischen Fakire, aber doch mit dem beynahe unsichtbaren Nebel eines feinen Hemdes bekleidet, durchwandern diese Weltüberwinder die Städte, Flecken, und Dörfer. Allenthalben betragen sie sich zaumlos, und allenthalben ergeben sie sich bey dem Frauenzimmer ihren Lüsten. Brod, gebratenes Fleisch, und andere Eßwaaren ergreiffen sie nach Belieben; die Verkäufer danken dem Himmel für diese

Ehre, eben so wie das Egyptische Frauenzimmer für jene. Begegnen diese Weltüberwinder irgend einem Weibe auf der Strasse, so nehmen sie dieselbe sanft und milde und höflich bey der Hand, und ergötzen sich dann, vor aller Menschen Augen, mit ihr nach cynischer Weise. Auch hierüber beklagen sich weder die Ehmänner, die ihre Weiber durch die Weltüberwinder öffentlich schänden sehen, noch die Anverwandten dieser Weiber, und am wenigsten die Weiber selbst. Man muß es dem Heiligen verzeihen, sagen sie, denn er ist unsinnig.

Böse Lüste haben also auch die türkischen Weltüberwinder in Egypten; und was ich von der Geilheit der christlichen Weltüberwinder aus der heiligen Anachoretenzeit im siebenten Capitel werde sagen müssen, zeigt, daß meine Vergleichungen zwischen den heutigen Egyptern und den Egyptern aus jener heiligen Zeit so unrichtig nicht sind, zumal, da ich meine Ideen nicht wie der Weltüberwinder Obereit aus romanhaften Sätzen,

Wahn und Einbildung herhohle, sondern aus der Geschichte.

Sonnenhitze und das Temperament der morgenländischen Völker verschafften also wol auch den Lehren des Pythagoras und seiner Schüler allgemeinen Eingang. Darum fand der Grundsatz, daß man die Seele entkörpern müsse, um zu einem nähern Umgang mit der Gottheit zu gelangen, einen so unumschränkten Beyfall. Darum waren wol die Egyptischen und Morgenländischen Christen des zweiten Jahrhunderts, durch die Lehre der Pythagoräer und Platoniker von der Kunst über die Natur zu leben, so sehr bezaubert. Darum sind auch die Gesetze der Morgenländischen Kirche so viel härter gewesen, als die Gesetze der Abendländischen. Darum sind auch wol die thörichten Bussen der Indianer noch izt eben so grausam, als vormals die Kreutzigungen des Fleisches unter den Christen, ihr ascetisches Leben, und ihre schrecklichen Entschlüsse zu ewiger Jungfrauschaft. Und ver-

muthlich waren auch darum die Asceten in diesen heissen Ländern so sehr auf das Entmannen erpicht, und daher die christliche Kirche gezwungen zu einem positiven Gesetz gegen dieses allgemeine Abhacken eines brauchbaren Gliedes (*).

Son-

(*) Dieses Gesetz war sehr natürlich: denn was Asceten abgehauen hatten, wuchs nie wieder. Wenigstens ist mir kein Exempel bekannt, daß in dieser Absicht ein Ascet so glücklich gewesen sey, als Pabst Leo der Grosse, der sich eben auch aus ascetischen Beweggründen, aber mit weit mehr Glück verstümmelt hat. Nach der damaligen Gewohnheit des fünften Jahrhunderts, ließ sich dieser Pabst am Osterfeste von einer schönen Frau die Hand küssen. Augenblicklich aber empfand der heilige Vater bey dem Kusse einen sündhaften Trieb, den er längst überwunden und erstickt glaubte. Dies verdroß ihn; denn kaum war die Küsserey vorüber, so schnitt Leo, aus einem seltsamen Misverstand, sich die Hand ab. Bald gereuete ihn jedoch diese That, die ihn zur Verrichtung seiner priesterlichen Amts-

Sonnenhitze, Blut und Nerven thun auch bey den Indianischen Heiligen und Einsamen das meiste zu ihrer Liebe für Stille und Abgeschiedenheit. Aber ihr Temperament hat seine grossen Eigenheiten, und von dem Egyptischen ist es sehr verschieden, so wie es in einer Absicht ganz damit übereinkommt.

Eine

Amtsgeschäffte untüchtig machte. Voll Verlangen also, daß ihm eine neue Hand wachse, fiel er vor dem Bilde der Jungfrau Maria nieder, das der Evangelist Lucas gemalt hat, und das man deswegen in der Hauptkirche Santa Maria Maggiore zu Rom, noch anizt, ausserordentlich verehrt. Die heilige Jungfrau Maria erhörte das Gebeth des Pabsts; die Hand wuchs ihm nicht nur wieder, sondern durch ein eben so grosses Wunderwerk verschwand auch bey Leo, ungeachtet der am ganz unrechten Orte angebrachten Verstümmelung, das Feuer böser Begierden. Aber die folgenden Päbste, die dieser völligen Auslöschung nie recht trauten, veränderten die Gewohnheit des Handkusses; und daher küßt man seitdem dem Pabst nur den Pantoffel.

Eine weit grössere Trägheit und Unwirksamkeit der Seele herrschet bey vielen Völkern Asiens, und in dieser Absicht auch weniger Kraft. Daher ihre wenige Neugier, ihr Kleben an alten Sitten und Gewohnheiten, ihr Müssiggang, ihre Unterwürfigkeit, ihre unerschütterliche Liebe für Einsamkeit und Ruhe. Daher der Geschmack der Asiatischen Völker, und zumal der friedsamen Chineser, für die Moral. Daher die herrschende Religion der Heiden von Indien, die zur tiefsten Einsamkeit leitende Lehre des Fo.

Tchin, ein Chinesischer Pilosoph, sagt in seinem Buche über den Ursprung der Welt, in der allgemeinen Lehre des Fo werde gezeigt, was der Mensch thun soll; und in dieses Träumers inwendiger, nur den Gelehrten, den Freygeistern und den grossen Herren kundgemachten Lehre, warum er es thun soll. Dieser geheimnisreichen, grillenhaften und auf eine völlige Atheisterey hinauslauffenden Lehre zufolge, soll der Mensch bemüht seyn, dem leeren Urstoff aller Wesen, dem Nichts,

aus welchem alles entstanden sey, und in das alles zurückfalle, diesem reinen, unveränderlichen, höchst vollkommenen, aller Wirksamkeit, alles Verstandes und aller Empfindung beraubten Wesen gleichförmig zu werden. Unser unveränderliches Gesetz soll seyn, nichts zu wollen, nichts zu denken, nichts zu empfinden. Und je mehr wir uns von allen Empfindungen reinigen, je mehr wir unser eigen Daseyn vergessen, je mehr wir uns zu der Natur der Steine erheben: desto näher seyen wir der höchsten Vollkommenheit. Die Augen sollen nicht sehen, die Ohren sollen nicht hören, die Sinne sollen über und über leer seyn, der Mund soll nicht sprechen, die Hände sollen nichts betasten, die Füsse sollen nicht gehen; denn Alles sey an dem Menschen zur Stille und zur Unwirksamkeit gemacht; und diese Diät der Seele sey der einzige Weg zur Gemeinschaft mit dem Wesen aller Wesen, der einzige Weg zum höchsten Glücke.

Clima, Trägheit und Religion löschen aber deswegen in Asien das Feuer der Einbildungskraft nicht aus. Diese Völker haben sehr viel Gefühl, und die stärkste Einbildungskraft.

Alle Künste und Wissenschaften machten darum vormals, bey günstigen Veranlassungen, in Asien Fortschritte. Die Dichtkunst ist diesen Völkern angebohren; kein Wort ist in ihren bilderreichen Sprachen ohne Nachdruck; selbst die eigenthümlichen Namen sind jedesmal Gemälde der Sachen, die sie bezeichnen. Jede Leidenschaft bringt ihre Einbildungskraft in Verwirrung. Sie martern sich zu Tode, wenn sie nur Busse thun wollen, und Selbstmord ist bey ihnen die Wirkung einer ganz gewöhnlichen Traurigkeit. Ihr Aberglauben ist Wahnwitz, ihre Schwärmerey ist Wuth. Ihre Kühnheit raset, und führet sie zu einer unerträglichen Grausamkeit, so wie ihre Furchtsamkeit zu der mitleidenswerthesten Schwäche. Ihre Schandthaten und Verbrechen sind für

uns unglaublich; ihre Tugendübungen übersteigen unsere Kräfte. Ihre Weisheit ist in Fabeln eingehüllt, und ihre elende Wissenschaft in Mysterien. Sie träumen wachend. Sie zittern vor den Drohungen ihrer Religionsführer in abergläubischer Furcht. Den schönsten Theil des Menschengeschlechtes verwahren sie hinter Riegel und Schloß. Weiber verbrennen sich für ihre gestorbene Männer. Fleischeslust ist bey ihnen wie bey allen hitzigen und müssigen Menschen allmächtig, und mischt sich in ihre Theologie und in ihre Religion. Von Liebe, Sehnsucht und Verlangen sind sie verzehrt, aber sie finden Wollust in Marter, Leiden und Schmerz. Nichts ist in Ostindien gewöhnlicher als Wahnwitz, Melankolie, und Convulsionen.

So viel Feuer bey so vieler Trägheit, so viel Schwäche bey so vieler Kraft, widersprechen sich also nicht, wie Obereit wähnt. Wie oft sieht man, auch unter uns, bey Kranken die äusserste Trägheit, Schwäche und Unwirksam-

keit in Verbindung mit der äussersten Empfindlichkeit. Wie mancher Kranker, wie mancher vielleicht ganz gesunder Mensch ist auch bey uns wechselsweise dreist und furchtsam, vielleicht in dergleichen Stunde trotzig und verzagt. Gleichwie ein krampfhafter Zustand bey uns die schwächste Seele entsetzlich aufbringt, so reisset in Ostindien die erregte Imagination selbst das Temperament in eine Wuth, in der man keine Gefahren scheut. Ein Bengalese, den ein Engländer im geringsten in seinen Sitten und Gebräuchen beleidiget, schneidet nicht dem Engländer, sondern sich selbst den Hals ab (*).

Blos durch eine gewaltsam aufgebrachte Imagination wirft sich in Ostindien so manche treue Gattin zu dem Leichnam ihres Mannes freudig

ins

(*) Damit dies nicht zu oft geschehe, kam Im Jahr 1781. ein Bramine nach England, um mit seinem Gefehrten dem Parlement vorzustellen, die Indianer würden sich noch häufiger die Hälse abschneiden, wenn man nicht anfhöre, sie nach Englischen Gesetzen zu regieren.

ins Feuer. Dieser Zustand gränzt an den in den Morgenländern so sehr gewöhnlichen Wahnwitz; und wirklich entsteht in demselben durch eine stärkere Anstrengung der Einbildungskraft, die äusserste Stärke aus der äussersten Schwachheit.

Auch dies will der Weltüberwinder Obereit mir abläugnen. Er sagt, die äusserste Stärke im Wahnwitz sey nicht von langer Dauer; sie könne es am wenigsten in hitzigen Ländern seyn, wo die widernatürliche Stärke durch das Clima bald matt gemacht und verzehrt, auch in brennenden Fiebern nebst dem Leben selbst hingerissen werde.

Zugeben will ich, daß die äusserste convulsivische Stärke im ganz tollen Menschen nicht von langer Dauer sey. Aber ein Irrthum, der immer rege auf die Einbildungskraft wirket, also auch eine falsche oder übelverstandene Religion, ist doch eine Narrheit von langer Dauer; und

also ist auch wol ein heiliger Narr ein äusserst gefährlicher Narr? (*) Es ist wahr, die Egyptischen Einsiedler wurden zuweilen bey ihrer Narrheit steinalt. Es ist wahr, Narrheit gab Mönchen und Anachoreten grossentheils ihre hochgelobte, lange, feste, und gleichförmige Kraftdauer.

Ohne Narrheit, ohne die unglaubliche Kraft der Schwärmerey, wären auch die baumstarken und handfesten Egyptischen Einsiedler bey ihrer unnatürlichen Lebensart weit mehr erkranket. Erhärten will zwar der handfeste Schwärmer Obereit, die Egyptischen Einsamen seyen nie krank gewesen, und haben keiner Aerzte bedurft. Aber dies ist wieder grundfalsch; denn Sanct Obereit ist ent-

(*) Es ist eine sehr schöne und sehr wahre Bemerkung eines grossen Weltweisen, des Herrn Meiners in Göttingen: daß ein Heiliger ohne gewisse Verirrungen von der gesunden Vernunft sich nicht so sehr über sich selbst, und über das gewöhnliche Maaß der menschlichen Natur könnte erheben.

entweder in den Alterthümern der Kirche ein Idiot, oder er verschweigt überall Alles was ihn widerlegt mit einer Unredlichkeit, die ihres gleichen nicht hat. Das hohe Alter, zu dem einige Einsiedler gelangt sind, ist alles was Er zur Vertheidigung dieser Grille zu sagen weiß.

Mönche und Einsiedler waren aus Eitelkeit und Heucheley gezwungen, ihre körperliche Schwäche zu verbergen. In dem Buche von der Jungfrauschaft, oder von der geistlichen Uebung, das man gemeiniglich für ein ächtes Werk des Athanasius hält, wird sogar den gottgeweihten Jungfrauen befohlen, wenn sie krank seyen, so sollen sie sich selbst heilen, damit die Menschen nicht sagen: sie haben sich ihre Krankheiten durch ihre geistlichen Uebungen zugezogen.

So unbarmherzig war aber der grosse Klosterstifter Pachomius nicht. Man hat gesehen, daß er noch als ein Ascet zwey Aerzte für seinen kranken Mitbruder hohlte. Es gab eine grosse

Menge von Kranken in seinen Egyptischen Klöstern; Pachomius selbst war überaus kränklich, und starb sehr frühzeitig. Erstaunen wird man über die Unverschämtheit von Obereits Behauptung, wenn ich, bey Erwähnung der Mönchseinrichtungen auf dem Nitrischen Gebirge zeige, daß die Mönche und Einsiedler dort ihre ordentlichen Aerzte hatten, und also gewiß auch Kranke. Erstaunen wird man über die Unverschämtheit von Obereits Behauptung, wenn ich durch ein Heer von Beweisen diesen borstigen Schwärmer überführe, daß Hypochondrie, Melankolie und Wahnwitz, nicht nur in die Egyptischen Klöster und Einsiedeleyen führten, sondern auch in denselben erzeugt worden sind; und daß man auch deswegen einen ordentlichen Spital für wahnwitzige Mönche und Einsiedler errichten mußte; und wenn man sich erinnert, daß in dem allerersten Egyptischen Nonnenkloster eine Nonne sich erhenkte und die andere sich ersäufte.

Erröthen kann Obereit nicht. Aber wie muß diesem Windkopf zu Muthe gewesen seyn als er las, was ich in diesem Capitel von der Kränklichkeit des heiligen Pachomius und des heiligen Hieronymus sage? Dies ist mir nicht genug. Von der Kränklichkeit der Orientalischen Mönche kann ich dem Herrn Chirurgus Obereit gleich noch vier Beweise an den erlauchtesten und größten Beförderen des Mönchsstandes geben.

Erkranket ist Basilius der Grosse, Bischof zu Cäsarea in Cappadocien, der in seiner Jugend mit einem Geiste, den die Schriftsteller Griechenlands und Roms gebildet hatten, und mit einem Ehrgeiz, dem in der Folge ein Erzbißthum zu klein war, in eine Mönchswohnung in Pontus gieng. Er that da alles mögliche, um die vermeinte Mönchsvollkommenheit zu erlangen. Er aß so wenig, daß er kein Fleisch und kein Blut zu haben schien; Brod und Salz mit frischem Wasser machte seine ordentliche Nahrung aus; wenn er aber Kräuter und schlechten Wein ge-

noß, so lebte er herrlich. Er setzte sich der härtesten Kälte aus, war kaum nothdürftig bekleidet, brachte ganze Nächte ohne Schlaf zu, oder schlief auf der Erde, verrichtete dabey die schwersten körperlichen Arbeiten, und gab seine Gesetze einer grossen Einsiedlercolonie an den Ufern des schwarzen Meeres. Eine so gewaltige Anstrengung stürzte ihn aber auch nicht nur in häufige Krankheiten, sondern machte ihn auch überhaupt so kränklich, daß man ihn, wie Gregorius von Nazianzus sagt, stets für einen Sterbenden halten konnte. Dies mag auch eine Hauptursache gewesen seyn, warum Basilius das einsame Leben mit dem gesellschaftlichen näher vereinigt haben wollte, weil er wol sah, wie vernunftlos solche selbstgewählte Qualen sind, und wie bitter es für schwächliche und gefühlvolle Körper seyn mußte, diesen geistlichen Soldatenstand auszuhalten. Basilius zeigt auch deswegen in seinen Mönchsregeln sehr klüglich, daß es den Mönchen erlaubt sey, sich der Arzneykunst als

eines

eines von Gott herrührenden Geschenkes zu bedienen.

Erkranket ist der grosse Gregorius von Nazianzus, der mit dem Basilius in einer so grossen Uebereinstimmung der Gesinnungen und Sitten lebte, daß er ihm auch in seinem einsamen Aufenthalt in Pontus nachfolgte. Er machte sich zwar nachmals in zwey Briefen an denselben über die elende Gegend, Wohnung und Lebensart lustig (*), woran sie gemeinschaftlichen Antheil hatten, und wo er

ver=

(*) Der Kirchenvater Gregorius liebte den Scherz. Eines Tags fragte ihn sein Freund, der heilige Hieronymus, um seine Meinung, über eine schwere Stelle im neuen Testament. Gregorius von Nazianzus erwiederte ihm: das will ich dir gleich erklären. Komm nur in meine Predigt, da soll dich der allgemeine Beyfall meiner Zuhörer wider deinen Willen zwingen, zu verstehen was du nicht verstehst, oder für einen Tölpel gehalten zu seyn, wenn du der Einzige in der ganzen Kirche bist, der mich nicht bewundert.

verhungert seyn würde, wie Er sagt, wenn sich nicht die Mutter des Basilius seiner angenommen hätte. Gregorius verfiel, wie er selbst in seinen Reden und Gedichten versichert, eben so wie sein Freund, durch die harte Behandlung seines Körpers, in eine beständige Kränklichkeit, und verließ deswegen den Mönchsstand.

Erkranket ist der grosse Chrysostomus von aller heiligen Wuth, mit der er, als ein feuervoller Jüngling, in den Mönchsstand trat. Auf den Syrischen Gebirgen übte er sich, bey einem alten Einsiedler, vier Jahre in der härtesten Enthaltsamkeit. Sodann verkroch er sich in eine Höhle und lebte noch zwey Jahre, ganz mit sich alleine. Da er aber weder bey Tage noch bey Nacht sich niederlegte, ward sein Körper so schwächlich und krank, daß er sich gezwungen sah, der Einsamkeit und der Möncherey zu entsagen.

Erkranket ist der Bischof Palladius, von dem man die um das Jahr 400. verfertigten berühm-

ten Lebensbeschreibungen der vorzüglichsten Mönche und Nonnen seiner Zeit, in der Wüste Egyptens, in Lybien, Thebais und Syrien, auch in Mesopotamien, Palästina und Syrien, und in einigen Abendländischen Gegenden hat. Er war aus Galitien gebürtig; reiste aber in seinem zwanzigsten Jahre nach Egypten, um sich nach den berühmten Mönchen dieses Landes zu bilden. Hier begab er sich zuerst unter die Anleitung eines einsiedlerischen Mönchs, der sich in einer Höhle bey Alexandrien aufhielt. Allein da er der übermäsigen Strenge desselben nicht gewachsen war, übte er sich in andern Mönchswohnungen nahe bey dieser Stadt. Nach einigen Jahren gieng er auf das Nitrische Gebirge, und in die Sketische Wüste, wo er noch länger blieb. Eine Krankheit, welche ihm diese unsinnige Lebensart zuzog, nöthigte ihn nach Alexandrien zurückzukehren, und auf den Rath der Aerzte verfügte er sich, um einer gesunden Luft zu geniessen, nach Palästina. Sein berühmter Freund, Johannes Chrysostomus, weihte ihn sodann zum Bischof von Helenopolis

in Bythinien, welches Amt er nach einigen Jahren mit dem Bißthum zu Aspona in Galitien vertauschte.

So viel elenden Witz und schaalen Spott hätte der hochmüthige Obereit in seinen Büchern wol nicht gegen mich ausgegossen, wenn ihm diese Thatsachen wären bekannt gewesen; oder wenn Er, dieser windige Grundkenner der Egyptischen und Orientalischen Mönche und Einsiedler, sich nicht durch den Wahn hätte verführen lassen: ich wisse von diesem allem Nichts, und Alles, was ich jemals über Einstedler und Mönche schreiben möchte, werde ohne alle Kenntnis seyn; ob ich gleich seit fünf und zwanzig Jahren mit diesen Dingen umgehe.

Männer von so feiner Empfindung und so erhabenem Geiste, wie Basilius der Grosse, Gregorius von Nazianzus und Chrysostomus waren, hatten nun freilich keine Obereitische Organisation. Sie waren nicht Thebaische Bauren; sie hatten nicht die Derbheit und Kraftdauer dieser schmutzigen Kerle, vor deren heiligem Duft der

aber=

abergläubige Obereit seine Stirne so unermüdet an die Erde beugt, und deren Unflat er seit dreissig Jahren vergöttert. Aber freilich wären ohne diese Derbheit und Kraftdauer alle diese heiligen Hallunken, samt und sonders, auch nicht fähig gewesen, alle die Bubenstücke zu verüben, alle die Aufruhren zu erregen, den Orient mit allen den Schandthaten, allem Mord und Brand zu erfüllen, wovon das siebente Capitel dieses Buchs einen schauderichten Abriß geben wird.

Zu den allgemeinen Ursachen des grossen Triebes für die Einsamkeit in warmen Ländern gehört endlich auch noch zum Theil ihre Regierungsform. Man hat schon genug gesehen, daß nicht blos Furcht vor Verfolgung, oder auch vor verdienter Strafe; nicht nur träger Müßiggang, sondern wirklich Freyheitsliebe und Streben nach Unabhängigkeit, unter den ersten Christen viele nach jenen berühmten Einöden hinzog, in denen sie eine Art von Republik errichtet haben, durch die so schreckliche Uebel in die Welt gekommen sind. Aber auch die Einsamen unter den philo-

sophi-

sophischen Heiden giengen, oft wegen der üblen Beherrschung ihrer Länder, in die Einsamkeit.

Die Griechischen Philosophen lebten unter Volksherrschaft, oder unter Tyrannen. Beydes ist ein Unglück, aber gewöhnlich wirkt ein vielköpfiges Ungeheuer noch viel mehr Böses als ein einköpfiges. Volksherrschaft war immer vermessen und übereilt, schwindlich und unbeständig; immer ward die blinde Menge hintergangen durch listige Betrüger. Jeder demokratische Staat ist darum, seiner innern Natur nach, immer despotisch, wie alle wissen, die aus alter und neuer Zeit solche Staaten kennen, und ihre Galgen und ihre Märtyrer.

Aus Abscheu für solche Regierungen verliessen darum die alten Philosophen oft die Städte. Sie suchten Wahrheit in der Stille, und waren da unangefochten gut und weise. Die Philosophie, oder vielmehr der Eckel, der den Geist qualvollen und niederdückenden Geschäfften und dem Anblick alles herrschenden Unrechts entzieht, um in der Einsamkeit ihn zu erhöhen, kam entwe-

der

der aus Giechenland in das schwärmerische Egypten; oder auch, wie die angeblichen Pythagoräer des ersten und zweyten Jahrhunderts glaubten, hatten Pythagoras und Plato ihre Philosophie aus einerley Quelle selbst in Egypten geschöpft. Pythagoras gieng in die Einsamkeit, nachdem er in dem unruhigen Samos allen Ekel empfunden hatte, den Tyranney erweckt. Für einen grossen Theil der Welt wurden seine in der Folgezeit durch den Enthusiasmus des Plato erhöhte Lehrsätze einziger Unterricht und Leitfaden für unzähliche Schwärmer. Die unumschränkte Gewalt der Asiatischen Monarchen erregte den Trieb zur Einsamkeit um so viel mehr in jenen unglücklichen Ländern, wo der Despot alles ist, und der Unterthan nichts, wo das gekrönte Ungeheuer wütet und lacht, und die unterjochte Menschheit ihre Seufzer verheelet. Freunde der Wahrheit und der Tugend entwichen solcher Herrschaft mit der Verachtung, die sie verdient, und fanden in quellenreichen Gebürgen und im Schatten wohlthätiger Palmbäume mehr als alles, was sie

verlohren hatten, unter allen Glücksgütern das größte, die Freyheit.

Aber alle diese Betrachtungen über den Trieb zur Einsamkeit in warmen Ländern, führen mich nur etwas den Gränzen dieses Theils der Naturgeschichte des Menschen näher. Sie sind eine blose Einleitung zu dem, was ich im fünften, sechsten und siebenden Capitel dieses Buchs über einige Nachtheile der Einsamkeit ungern sagen werde, aber in einem Buche, worinn die Einsamkeit von allen Seiten betrachtet wird, nothwendig sagen muß; und doch hielten voreilige Bücherrichter die ersten längst gedruckten Zeilen dieser Einleitung, für den ganzen Inbegriff von allem, was ich über Einsamkeit empfinde und denke.

Ende des ersten Theils.

Namenregister.

A.

Alpinus (Prosper) Seite 309. 310. 311.
Ammianus Marcellinus 312.
Ammonius (der heilige) 202.
Andesius 201.
Antonius (Marcus) 89.
Antonius (der heilige) 142. 145. 146 — 172. 173. 174. 188. 190. 191. 192. 198. 210. 216. 217. 238. 294.
Aretäus 309. 310. 311.
Aristoteles 99.
Athanasius (der heilige) 164. 171. 211. 216. 328.
Augustinus (der heilige) 197. 211.
Aurelian (Kaiser) 55.
Aurengzeb 298.

B.

Bacon 43.
Baradatus 208.
Barsanupf (der heilige) 209.
Basilius (der heilige) 219. 329. 330. 332. 334.
Bernier 298.
Bonasus 253. 254. 255. 260.
Bossuet 85.

Braunschweig (der regierende Herzog von) 94.
Braunschweig (Herzog Ferdinand von) 95.

C.

Carl (Kaiser) der fünfte 55.
Carl (König) der erste von England 74.
Cassianus 139. 165. 197.
Chrysostomus (der heilige) 219 — 225. 284. 332. 333. 334.
Cicero 51. 52. 93. 227.
Constantinus (Kaiser) der Grosse 169. 288.

D.

Damasus (Pabst) 230. 236.
Decius (Kaiser) 140.
Democritus 10.
Demostheues. 93.
Diogenes 110.
Diocletian (Kaiser) 52. 53. 54.
Dion 83.
Dionysius der jüngere 83. 99.
Dracontius 211.

E.

Elias 122.
Elisa 122.
Ephrem (der heilige) 203. 206.
Epikur 93.
Epiphanius (der heilige) 256.
Eunapius 201.
Eustochium (die heilige) 239 — 250. 255. 256. 268.
Eutropius (der Minister) 222.

Eva=

Evagrius 205. 207.

F.

Fo 294. 295. 320.
Furia 271.

G.

G[illegible]ner 151. 152.
Gemina 217.
Gibbon 286. 289.
Gregorius (der heilige) von Nazianz 184. 219. 331. 332. 334.
Grothaus (Baron von) 50.

H.

Heliodorus 277 — 279.
Hellenius 184.
Helvidius 262.
Heraclit 44.
Herring (Erzbischof) 75.
Hertford (Graf von) 76.
Hieronymus (der heilige) 93. 142. 193. 196. 217. 325. — 283. 331.
Hilarion (der heilige) 151. 152. 198 — 202.
Hippocrates 10.
Homer 54. 92.
Honorius (Kaiser) 263.
Horaz 52.
Hume (David) 69 — 78.

J.

Jacob der Anachoret 208.
Jamblich 201.
Jonadab 122.

Jo=

Joseph (Kaiser) 49. 94.
Jovinianus 262. 263.
Italicus 199. 200.
Justinianus (Kaiser) 214.

K.

Kjen Loug (Kaiser) 56. 57.

L.

Läta 269.
Lavater 152. 153. 235.
Leibniz 32. 100.
Leo (Pabst) der Grosse 318. 319.
Libanius 223.
Longinus 54.
Lopez 13.
Lucian 87. 89.

M.

Macarius (der heilige) von Alexandrien 171. 258.
Marcella (die heilige) 231. 236. 252.
Markus (der Evangelist) 126.
Maximian (Kaiser) 54.
Meiners 134. 326.
Meißner 98.
Micheli du Cret 5.
Miller 74.
Molinos 13.
Mosheim 138. 140.
Muhammed 313.

N.

Necker 100.
Nicephorus 206.

O.

O.

Obereit (der Weltüberwinder) 13. 127. 146. 189. 210. 300. 308. 312. 315. 316. 325. 326. 328. 329. 334. 335.

P.

Pachomius (der heilige) 173. — 190. 191. 192. 195. 268. 283. 327. 328.
Palemon 174. 175.
Palladius 183. 191. 261. 332.
Paphnutius (der heilige) 168.
Pascal 49.
Paul der Eremit 141. 142. 163. 210. 238.
Paula (die heilige) 236. 239. 255. 256. 257. 259. 264. 266. — 268.
Paulinus 258.
Persius 255.
Petrarcha 8.
Philo 140.
Pisistratus 82.
Plato 54. 99. 110. 131. 135. 140. 337.
Plinius der ältere 289.
Plotin 217. 237.
Posidonius (der heilige) 261.
Prätextata 239.
Preussen (König von) 50. 95.
Ptolomäus Philadelphus 125.
Pyrrhus 50.
Pythagoras 131. 140. 317. 337.

R.

Rogatianus 238.
Rousseau 279.
Rufinus 191.
Rusticus 279 — 281.

S.

Bayerische Staatsbibliothek München

S.

Sabinianus 272 — 277.
Saint Hyacinthe 85.
Salvina 271.
Schröckh 143.
Schuppach (Michel) 154. 155.
Shakespear 63.
Scipio (Publius) 51.
Simeon Salus (der heilige) 209.
Simeon der Säulenheilige 290 — 292.
Solon 82.
Sonnerat 300. 303.
Son Tche 111.
Sozomen 173.
Stolberg (Graf Friedrich Leopold von) 67.
Stone (Erzbischof) 75.
Strafford (Graf von) 74.
Sturz 76.
Sulzer 72.

T.

Tchin 320.
Thales 133.
Theodor (der heilige) 187.
Theodoretus 290.
Theodosius (Kaiser) der ältere 214.
Tillemont 156. 231.
Timon 87. 89.
Timotheus 271.
Trenk 5.

V.

Valens (Kaiser) 212. 213.
Valentianus (Kaiser) der dritte 213.
Virgil 227.
Voltaire 72. 170.

W.

Walrave (General) 5.
Warens (Frau von) 279.
Wieland 99.

Z.

Zenobia 54.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Johann Georg, 1728-1795

Ueber die Einsamkeit

Bd.: Erster Theil

Troppau 1785

Bibl.Mont. 4077-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724340-9
VD18 80036260